Polit. G.
810 m

Auch

# eine Zugabe

für

die Leser von „Unsere Zeit.“

Rimini

# Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein.

(Dialoghetti genannt.)

Ein liberaler Catechismus für sehr viele Servile.

R

## Redende Personen.

Europa, erschrockene Mutter.
Italien, hinfällige Tochter.
Frankreich, rückfällige detto.
Gerechtigkeit, mit d. Fliegenwedel.
Restauration, fallirte Kartenfabrikantinn.
Menschenverstand, ein Ultra.
Freiheit, eine Hetäristinn.
Türke, ein Türkenfreund.
Politik, verlegener Politikus.
Teufel, ein Ofenheitzer.
Napoleon, ein Ofenhocker.
Franzosen genug durch's Camin.
Welt, kranke Kriegssublikantinn.
Krieg, auf dem Kriegsfuß entschlafener Stützelfuß.
Mäßigung, verplüffte Modepuppe der Nichtintervention.
Legitimität, emigrirter Carlist in Ruhestand.

Die Reise ins Land der Constitution und Constipation. (Drama von Heut für Morgen.)
Doctor, ein Carbonaro.
Policinell, Macaroni Fresser.
Finanz, ein Mauthbeamter.
Conscription, Kind der Liebe.
Freie Presse, eine Hebamme.
Kunst, ein Malkontent.
Handel, ein Patient.
Grundbesitzer, Insolvent.
Todtengräber, Wegweiser.
Professor, ein Professor.
Erfahrung, hink. Bötin v. Hambach.

Als Zugabe drei Gespräche.

Voltaire und Lafayette, über die letzten Dinge,
Liberaler und Bandit, üb. Principien in der Klemme.
Christin und Denkgläubige, über Ehe-Emancipation.

**Regensburg.**
Bei Friedrich Pustet.
1832.

## Vorwort des Uebersetzers.

Als die **Dialoghetti** des Grafen L......i in Italien erschienen, wurden sie mit allgemeinem Interesse aufgenommen, und in wenigen Tagen waren drei beträchtliche Auflagen vergriffen. Diese Wirkung zu einer Zeit, wo die Gesellschaft in unzählige politische Systeme und Partheien zerfallen ist, kann nur einer bestimmten Kraft und Eigenschaft zugeschrieben werden, wodurch das Buch, abgesehen von der anziehenden oder abstoßenden Gewalt des Prinzips und der Richtung, den Anhängern der verschiedensten Farben und Schulen sich eben überhaupt als etwas tüchtiges, kernhaftes und nicht wohl zu übersehendes darstellt. Allein gerade diese unabweisbare Anerkennung seiner geistigen Ringfertigkeit mußte bei allen, die dasjenige verwerfen und bekämpfen, was das Buch lehrt und vertheidigt, den Wunsch erregen, die Wirksamkeit desselben auf den kleinsten Bereich zu beschrän-



Bayerische Staatsbibliothek München

ken. Daher mag es denn auch gekommen seyn, daß es außerhalb Italien bis jetzt wenig bekannt und verbreitet wurde, weder in der Originalsprache, noch in Uebersetzungen; und es ist damit abermals ein schlagender Beweis geliefert, wie schwer man gegenwärtig mit einem Passe reiset, der die Aufschrift hat: **La verità tutta, o niente.** Die ganze Wahrheit, oder nichts.

Der deutsche Uebersetzer fand jedoch eben in diesem Verhältnisse einen zureichenden Grund, das kleine, aber scharftreffende, Büchlein seinen Landsleuten zur ernstlichen Prüfung und Beherzigung zu empfehlen. Es ist gewiß eines der merkwürdigsten Producte der neuesten politischen Litteratur, in welchem eine klare, besonnene Weltanschauung, ein durchdringender Verstand, eine gewandte Logik und eine sichere Gewalt des Witzes und der volksthümlichen Rede wahrhaft künstlerisch verbunden sind. Vor allem verdient aber die eiserne Selbstständigkeit der Gesinnung und die muthige Wahrheitsliebe, die aus jedem Worte der kleinen Schrift aufleuchtet, und die auch das Geliebte und Hochverehrte dem strengen Gerichte Preis gibt, sobald es der Schuld verfallen ist, die höchste Anerkennung.

Und dennoch fühlt sich der Uebersetzer zu dem offenen Bekenntnisse verpflichtet, daß einzelne Sätze des hier entwickelten politischen Systems einem gereitzten Auge wohl bedenklich erscheinen können, weil eine irrthümliche oder böswillige Verzerrung derselben sich so nahe und leicht zeigt. Mit einer solchen Verzerrung wäre dieses System aber augenblicklich in einen verderblichen, eben so unchristlichen als unhistorischen Absolutismus — das heißt, in eine illegitime, durch kein höheres Gesetz geregelte, sondern nur durch die selbstsüchtige Willkühr bestimmte Gewaltthat — umgewandelt, welcher von unserer bessern deutschen Gesinnung bekämpft und verworfen werden müßte.

Allein zu solchen Bedenken und Zweifeln ist denn doch nur eine tiefere Forschung und Ueberzeugung berechtigt, und gerade dieser wird es auch nicht entgehen, daß in der Grundlage und in dem wesentlichen Inhalte der Schrift selbst die vollgültigste Bürgschaft gegen die mögliche Unklarheit oder Zweideutigkeit des Einzelnen dargeboten wird. Wer die Lehre und Praxis des Christenthums so entschieden als das souveräne Gesetz für jeden Fürsten verkündigt, wer die Freiheit und prototypische Stellung der

Kirche fordert, wer die politische Bedeutung der Familie und Gemeinde, das corporative Leben und die Unantastbarkeit der provinziellen und Municipalfreiheiten und Rechte als wesentliche Bedingungen der socialen Ordnung verficht, und wer eine maßlose, die organische Thätigkeit der socialen Elemente lähmende und verschlingende Regierungssucht als eine Mitursache des herrschenden aufrührerischen Geistes bezeichnet und verdammt: der ist wahrlich weit davon entfernt, den Samen jenes verderblichen Absolutismus auszustreuen und zu pflegen, welcher das eigentliche Ferment alles revolutionären Wollens und Thuns ist.

Diese Betrachtung schien dem Uebersetzer vollkommen zu genügen, um jeden möglichen Zweifel des wohlgesinnten Lesers zu beschwichtigen. Welche Anklagen aber die Revolution gegen unsere **Dialoghetti** erheben möge, kann füglich unbeachtet bleiben, da diese alte Lügenmutter mit jeder Schmähung denn doch nur ein neues Zeugniß für die Wahrheit des geschmähten ablegt.

# Gespraeche

über

die Gegenstände und Angelegenheiten des Tags

im Jahre 1831.

---

# Vorrede.

## Der Schriftsteller und der Buchdrucker.

---

Der Buchdrucker. Herr Schriftsteller, ich grüße Sie bestens.

Der Schriftsteller. Willkommen liebster und vortrefflichster Herr Buchdrucker! Welcher gute Wind hat sie zu mir geführt?

Der Buchdrucker. Ich bin gekommen, Sie zu belästigen, denn ich bedarf dringend Ihrer Hülfe.

Der Schriftsteller. Und ich bin vom Herzen bereit, Ihnen gefällig zu seyn, deswegen befehlen Sie ohne Umstände.

Der Buchdrucker. Ich bin im Begriffe, eine neue Ausgabe Ihrer Dialogen zu veranstalten.

Der Schriftsteller. Was Teufel! jetzt denke ich, wäre es doch Zeit, damit aufzuhören, denn diese Dialogen haben die Welt hinlänglich gelangweilt.

Der Buchdrucker. Ganz und gar nicht gelangweilt! Je öfter sie erscheinen, je mehr werden sie gesucht, und man braucht nur zu sagen, daß in siebenundzwanzig Tagen drei Auflagen vergriffen wurden, und daß man sich jetzt damit beschäftigt,

sie in die fremden Sprachen zu übersetzen, damit sie auch außerhalb Italiens ihre Reise fortsetzen können. Wenige italienische Werke haben so viel Glück gemacht, und Sie können mit allem Recht darauf stolz seyn.

Der Schriftsteller. Da rathen Sie mir wahrhaft ganz vortrefflich. Worauf sollte ich stolz seyn, ich, eine Handvoll Staub und Asche, ich der dem Auge dessen, welcher die äußere Umhüllung durchblickt, ein gar schmutziges Hemd zeigt, das Abscheu und Mitleid erregen muß.

Der Buchdrucker. Jeden Falls ist das Büchlein ein Werk Ihres Genie.

Der Schriftsteller. Mein Freund, es gibt nichts, wessen sich der Mensch so wenig rühmen darf, als des Genie's, selbst wenn er wirklich solches besitzt. Denn da es Gott nur als ein gütiges Geschenk dem Menschengehirne eingegossen hat, so dient es auch nur dazu, den Betrag der übernommenen Schuld in der Rechnung des Lebens zu vermehren. Nur der Wille ist unser; und ein Pfenning, aus freiem Willen und reiner Liebe, und ohne eine weitere unlautere Absicht, dargereicht, gilt mehr, als ein mächtiger Folioband, den man geschrieben hat, um die Huldigung der Welt zu gewinnen.

Der Buchdrucker. Ich bin weit entfernt, das zu bezweifeln; allein Ihre Dialogen haben sich nun einmal einen großen Credit erworben, so daß jedermann Ihren Namen zu wissen verlangt.

Der Schriftsteller. Und weil Sie eine etwas lange Zunge haben, haben Sie ihn auch jederman gegen meinen ausdrücklichen Willen vertraulich in's Ohr geflüstert.

Der Buchdrucker. Ich?

Der Schriftsteller. Allerdings, Sie, mein theuerster und vortrefflichster Herr! Doch sprechen wir nicht mehr davon, weil es nach der That kein Mittel mehr dagegen gibt, und weil wir künftig alle beide die Sache besser einrichten wollen.

Der Buchdrucker. Zuletzt kann es Ihnen doch auch nicht mißfallen, ein solches Ansehen zu genießen, und Ihre Feder so preisen zu hören.

Der Schriftsteller. Meine Feder, lieber Freund, ist weder ein Adler noch ein Schwanenkiel, sondern der Kiel einer sehr gemeinen Gans, vielleicht sogar eines Huhns. Wollen Sie aber wissen, was den ganzen Lärm mit diesen Dialogen verursacht hat, so will ich es Ihnen gerne sagen. Die Welt ist heißhungrig nach Wahrheit; und gerade seit der Zeit, daß sich der Vater der Lüge mit seiner ganzen Sippschaft so abmüht, sie ganz außer Kurs zu bringen, ist die Zahl der Wahrheitsfreunde größer geworden, als man gewöhnlich glaubt. Nicht alle aber wissen sie mit einigem Reitze vorzutragen; und die wenigsten haben den Muth, alles haarklein und frisch heraus zu sagen, so, daß die arme Wahrheit nur selten auf der Welt erscheint, und, wenn man sie einmal erblickt, gewöhnlich so sehr mit Ge=

wändern und Mänteln überdeckt, und durch Complimente und Ziereteien entstellt ist, daß niemand mehr sie erkennt, und daß sie einer zweideutigen Buhlerin sehr ähnlich sieht. Wenn nun einmal ein kecker Brummbär sie in ihrem wahren Glanze auf der Straße zeigt, schön und anmuthig, leuchtend und klar, wie sie vom Himmel niedersteigt, so ist es jedem zu Muthe, als würde ihm das Herz leichter, als athme er nun freier; und alles eilt herbei, um sie zu sehen, und alles klatscht, wie bei einem Freudenfeste, jubelnd in die Hände. Doch gilt dieser Beifall nicht dem, der gesprochen hat, sondern der Wahrheit, die ausgesprochen wurde.

Der Buchdrucker. Mag es so seyn, wie Sie wollen; denn ich kam ja nicht in der Absicht, Ihnen zu widersprechen, sondern nur, um über die neue Ausgabe mit Ihnen zu reden.

Der Schriftsteller. Nun wohl, was wünschen Sie?

Der Buchdrucker. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mich in den Stand setzten, diese neue Ausgabe mit einigen Zusätzen erscheinen zu lassen.

Der Schriftsteller. Das ist nicht möglich.

Der Buchdrucker. Warum nicht möglich? Konnten Sie die ganzen Dialogen schreiben, warum sollten Sie nicht auch einige Zusätze schreiben können?

Der Schriftsteller. Mein Freund, ein Maler, bevor er die Gestalt auf der Leinwand ausmalt, kann derselben leicht jede beliebige Größe bestimmen;

allein ist sie einmal fertig, dann läßt sich nichts mehr verlängern oder verkürzen, ohne das Ganze zu verderben.

Der Buchdrucker. Das leuchtet mir ein; und dennoch wird sich ein Mittel finden, meiner Bitte zu genügen. Setzen Sie nur eine Kleinigkeit hinzu, gut oder schlecht, darauf kommt es gar nicht an.

Der Schriftsteller. Doch mir kommt es darauf an, mein Herr, mir, der ich nicht gesonnen bin, mich und meine Arbeit in Mißcredit zu bringen. Wissen Sie nicht, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein kleiner Schritt ist?

Der Buchdrucker. Aber hier drängt die Noth, die entschiedenste und unbedingteste Nothwendigkeit eines Zusatzes. Ich habe mich schon zu sehr mit dem Publicum darauf eingelassen, und will mich nun nicht vor aller Welt beschimpfen.

Der Schriftsteller. Warum haben Sie sich aber mit einer so übereilten Zusage bloßgegeben?

Der Buchdrucker. Meinetwegen, ich will aufrichtig mit ihnen reden. Die Dialogen sollten von andern nachgedruckt werden, und das wollte mir nicht gefallen. Ich leitete deswegen die Sache so ein, daß mit Guten und Bösen etwas weniges über diesen Punkt verhandelt wurde, wobei ich vorzüglich dafür sorgte, daß man überall die gehörigen Notizen von den beabsichtigten Zusätzen erhielt, damit nun jedermann aus Furcht, daß seine Ausgabe ohne Zusätze keine Abnehmer finden werde, zurückhalten möge.

Der Schriftsteller. Nun wird mir freilich alles klar. Sie wollten der einzige Verkäufer seyn, um ein Büchlein, das vier Groschen kostet, um einen Thaler anzubringen.

Der Buchdrucker. Sie wissen ja selbst, daß man mahlen muß, so lange die Mühle Wasser hat. Uebrigens dürfen Sie nicht besorgen, daß ich allein gemahlen hätte, und eben diese Büchlein, welche ich für einen Thaler verkaufte, wurden von andern zu drei Gulden verkauft.

Der Schriftsteller. Das geht nicht übel; indessen habe ich nichts gegen ihren Gewinn, nur mußten Sie das Versprechen von Zusätzen unterlassen.

Der Buchdrucker. Was sollte ich aber thun? Meine erste Auflage war in einem Hui abgesetzt, und ich mußte nothwendig etwas Zeit gewinnen, um eine andere beendigen zu können.

Der Schriftsteller. Sey das, wie es will: in jedem Falle durften Sie nichts versprechen, was Sie nicht halten konnten.

Der Buchdrucker. Ach Gott, ich habe eben auf Ihre Freundschaft gezählt, und mir eingebildet, daß es eine leichte Sache wäre, ein halbes Dutzend Worte mehr hinzu zu fügen.

Der Schriftsteller. Die Worte ließen sich wohl finden, doch die genügen nicht, und man bedarf neuer Sachen. Wenn der Eierkuchen einmal fertig ist, so kann man keinen neuen mit den alten Eiern machen.

Der Buchdrucker. Wenn es aber noch andere Eier gibt, so ist ja auch ein neuer Eierkuchen wieder leicht gemacht.

Der Schriftsteller. Das kann allerdings mit der Zeit geschehen, und mich dünkt wohl, daß auf der Welt verschiedene neue Stoffe zu einem ganz erklecklichen Rühreï hergerichtet werden. Allein für jetzt bietet sich das Erforderliche noch nicht dar, und was die Dialogen betrifft, so wollen wir die Sache ruhen lassen. Das Einzige, was ich für Sie thun kann, ist, daß ich Ihnen ein correctes, von den fünfundsiebzig Druckfehlern, womit Sie Ihre erste Ausgabe geschmückt hatten, gereinigtes Exemplar mittheile.

Der Buchdrucker. Sie müssen sich meiner durchaus erbarmen.

Der Schriftsteller. Nun wohl, bedienen Sie sich dieses Exemplars, um eine neue richtige und saubere Ausgabe zu veranstalten.

Der Buchdrucker. Auch das ist etwas, aber es reicht nicht zu, und ich kann nun einmal für allemal den Zusatz uicht entbehren.

Der Schriftsteller. Davon ist durchaus keine Rede mehr.

Der Buchdrucker. Aber ich sage Ihnen doch, es muß seyn.

Der Schriftsteller. Und ich sage Ihnen, es wird nichts daraus.

Der Buchdrucker. Nun gut, weil Sie mir schlechterdings nichts gewähren wollen, so drucke ich diese unsre Unterredung selbst als einen Zusatz, und so werde ich mein Wort lösen.

Der Schriftsteller. Das ist nicht mehr und nicht weniger, als eine Gewaltthätigkeit.

Der Buchdrucker. Ohne Widerrede, so mache ich's, und ich höre weiter keine Gründe an. Herr Schriftsteller, ich gehe und empfehle mich Ihnen schönstens.

Der Schriftsteller. Herr Buchdrucker, brechen Sie den Hals!

# Erstes Gespräch.

## Erste Abtheilung.

### Europa, die Gerechtigkeit und Italien.

Europa. Nun ist auch das endlich vorüber! Guter Himmel! nach zwanzig Jahren der Verwirrung und des Aufruhrs war es Zeit, einmal wieder freien Athem zu schöpfen. Die Revolution ist bezwungen, die Republik hat, wie es zu erwarten war, mit der Tyrannei geendigt, und jener korsische Räuber, der meine Reiche, eines nach dem andern, wie Zuckerwerk verschlang, mußte endlich in die Ferne ziehen, um dort seinen Kirchenbann zu verschmerzen, und sich mit Austern und Seemöven zu belustigen. Jetzt sollte die Ruhe der Welt gesichert seyn; allein ich merke immer noch keine große Fröhlichkeit bei den Menschen. Ich will doch einige Erkundigungen einziehen und den ersten, der mir begegnet, ausfragen. Ha, sieh da, die Gerechtigkeit, die sich mit einen Fliegenwedel amüsirt! Frau Gerechtigkeit, auf ein Wort!

Die Gerechtigkeit. Was steht zu Befehl, Frau Europa?

Europa. Ich wünschte zu wissen, wie es mit den Angelegenheiten der Welt geht, und was man thut, um alles wieder an seine rechte Stelle zu setzen. Und da Sie eine Person des Kabinet's sind, so müssen Sie auch alles das wissen.

Die Gerechtigkeit. Sie täuschen sich, Frau Europa, ich gehöre nicht zum Kabinet, und eben darum vertreibe ich mir die Zeit mit dem Verjagen der Fliegen, während andere rathen.

Europa. Was sagen Sie mir da? Wer hat denn aber statt Ihrer im Rathe den Vorsitz?

Die Gerechtigkeit. So viel ich weiß, die Politik.

Europa. Allein nach allen Regeln sollte die Politik niemals von der Gerechtigkeit und Religion getrennt seyn, und einst war es auch so.

Die Gerechtigkeit. Aufrichtig gesprochen, so weiß ich nicht, ob diese Praxis in den großen Welthändeln jemals herrschend gewesen; war es aber auch einmal der Fall, so ist es jetzt wenigstens nicht mehr so. Im Herzen der Fürsten sind wir zwar meistens gut aufgenommen und mit Liebe gepflegt, allein, man sagt, daß die Fürsten in dem Kabinete für nicht viel zählen; die Politik thut alles, und die Gerechtigkeit und Religion bleiben vor der Thüre, und schöpfen frische Luft.

Europa. Das mißfällt mir sehr, denn ich vertraue der Politik gar wenig. Die nasenweise Ueberkluge thut, als wenn sie alles wüßte, und wenn man die Sache recht besieht, so zeigt es sich, daß, geht sie allein, sie einmal wie ein lahmer Esel fortschlendert, das anderemal aber mich beinahe den Hals brechen läßt. Wie soll ich es aber anfangen, daß ich einige Nachrichten erhalte?

Die Gerechtigkeit. Da kommt eben Italia, welche ihre Geschäfte beschleunigt hat, und die kann Ihnen gewiß einige Neuigkeiten mittheilen. Fräulein Italia, Ihre Mutter ruft Sie.

Italia. Mütterchen Europa, was wünschen Sie?

Europa. Erzähle mir doch ein bischen, wie jetzt die Dinge auf der Welt gehen und stehen.

Italia. Ach, liebe Mutter, Sie wissen wohl, daß ich bei den Welthändeln für nicht viel gelte, und daß ich deswegen auch von fremden Angelegenheiten wenig unterrichtet bin. Was mich selbst betrifft, so steht es nicht so übel, und es könnte wohl schlimmer gehen,

Europa. So hat es doch einiges Uebel gegeben?

Italia. Kleinigkeiten, eigentlich wenig Wesentliches.

Europa. Sind die Republiken Venedig und Genua vielleicht nicht wieder in der alten Form hergestellt worden?

Italia. Darüber beklage ich mich keineswegs. Diese Staaten hatten keinen rechten Herrn, oder vielmehr, sie hatten zu viele, und vielleicht ist es für die Völker besser, wenn sie nur einen Einzigen haben. Ueberdieß, liebe Mutter, war die Vereinigung von Venedig und Ligurien mit andern mächtigen Reichen zur Erhaltung Ihres Gleichgewichtes nothwendig; und Ihre Kinder sind gar ängstlich besorgt, immer die gehörigen Gegengewichte anzuhängen, damit Sie nicht hinkend einherschreiten müssen.

Europa. Die Liebe meiner Kinder rührt mich, allein ich wünschte nicht, daß, um mich im Gleichgewichte zu erhalten, die Gerechtigkeit hinken müßte. — Lassen wir übrigens Genua und Venedig, und reden wir von dem übrigen! Der Pabst hat doch seine Staaten sämmtlich wieder erhalten?

Italia. Ja wohl.

Europa. Alles?

Italia. Ja Alles, bis auf einen kleinen Landstrich jenseits des Po.

Europa. Nun schnell, wie groß? —

Italia. Ein Landstrich von dreißigtausend Bewohnern.

Europa. Potz Wetter! das ist ein Fürstenthum und kein Strich! Und warum hat man ihm dieß genommen?

Italia. Um die Besitzungen abzurunden.

Europa. Was hat das Rund und Viereckig bei mein und dein zu schaffen? Sollen wir es viel-

leicht von heute an erleben, daß auch die Gerechtigkeit und das Recht des Eigenthums von dem Winkelmaß, der Drehbank und dem Kompaß abhängig wird? Aber Avignon hat er doch zurückerhalten?

Italia. Davon, liebe Mutter, spricht man nicht gerne. Avignon mit allem dazu gehörigen wurde nicht zurückgegeben.

Europa. Und das sagest du so leicht hin? Eine Herrschaft des heiligen Stuhls, die aus achtzig Gütern oder Städten, und aus zwei bis dreimalhunderttausend Einwohnern besteht, wird nicht mehr zurückgegeben? Und warum denn nicht?

Italia. Um Frankreich eine Galanterie und artige Gefälligkeit zu erzeigen.

Europa. Das ist in der That allerliebst! Nicht genug, daß die Rechte des Eigenthumes der Entscheidung des Kreisbogens unterworfen werden, soll man auch seine Länder der Höflichkeit wegen einbüßen? Und zuletzt haben meine Kinder, die so nach Belieben über meine Glieder disponiren, etwa sogar besondere Verbindlichkeiten gegen Frankreich, daß sie ihm mit solchen Provinzen ein Geschenk machen, wie man einem hübschen Mädchen einen Strauß von Balsaminen reicht? Was sagen Sie dazu, Frau Gerechtigkeit?

Gerechtigkeit. Sie wissen wohl, daß ich von Ceremonien, von Abrundungen und Gleichgewicht nicht viel verstehe. Bei mir heißt es in wenigen klaren Worten: jedem das seine!

Europa. Hat man dem Herzog von Parma sein Herzogthum wiedergegeben?

Italia. In siebenzig Jahren von jetzt an soll er es wieder bekommen.

Europa. Vortrefflich! wenn er es nicht mehr sehen kann, weil ihm dann die Mäuse bereits die Augen ausgefressen haben. Geschah das auch bloß der Ceremonien willen?

Italia. Gerade deswegen, liebe Mutter. Ihre Kinder sind eben fein erzogen, und wissen, wie man mit großen Herrn umgehen muß.

Europa, Was ist denn aber mit den geistlichen Besitzungen geschehen?

Italia. Wer sie hatte, behielt sie, und damit wurden die Karten zusammen geworfen.

Europa. Erkläre dich deutlicher, denn ich verstehe dich nicht wohl.

Italia. Wer sie genommen hatte, erfreute sich derselben, und damit war es gut.

Europa. Aber der Kirchenbann in der Bulle?

Italia. Das weiß man ja! Wer etwas versiegelt, kann es auch entsiegeln. Wollten Sie denn etwa, daß alle zur Hölle führen?

Europa. Gott bewahre mich vor einem so teuflischen Wunsche! allein es gibt doch keine Lossprechung von der Sünde ohne Zurückgabe des Geraubten.

Italia. Diesmal mußte aber der Pabst schon mehr thun. Er mußte von der Sünde absolviren und

zugleich gestatten, daß jeder seines Raubes froh blieb.

Europa. Weswegen aber solche Nachsicht gegen Räuber und Geächtete?

Italia. Liebe Mutter, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen, und nicht zu viele Menschen in Unzufriedenheit zu lassen; um die Gesinnungen zu vereinigen, und den Weltfrieden zu befestigen. Ach, ich glaube wohl, daß Sie sich auf manches der Art nicht verstehen, allein um des Friedens willen sind viel größere Dinge geschehen. Alle Aufrührer haben ihre Besoldungen erhalten, und wurden gleichsam mit der Laterne aufgesucht, damit man jeden mit etwas beschenken konnte. Noch mehr, sie erhielten die besten Aemter des Staates, befehligten die Heere, und im Ganzen zeigte sich nicht die geringste Unterscheidung der Verdienste und Personen, sondern alle Menschen ohne Ausnahme sollten eine einzige Familie bilden, und als wahre Brüder zusammenleben.

Europa. Das scheint mir ein sehr närrischer Einfall zu seyn, liebe Tochter. Auf solche Weise verdirbt man es mit allen Guten, ermuthigt die Bösen, verwirrt die Begriffe von Recht und Unrecht, und zuletzt wird die Welt keineswegs eine Familie von liebenden Brüdern, sondern eine Höhle von Mördern oder Wölfen.

Italia. Die Politik spricht doch ganz anders, und das ist doch eine vornehme Frau. Sie weiß

alles zum voraus und sieht die Dinge schon in der Ferne.

Europa. Von dieser leichtfertigen Dirne erwarte ich nichts als großes Unglück.

Italia. Aber was sollte geschehen? Wünschten Sie denn ein allgemeines Blutbad?

Die Gerechtigkeit. Unbesonnene Thörin! Wir wollen kein Blutbad, allein zum Wohle deiner Mutter und der ganzen Welt wünschen wir, daß die gebührenden Unterscheidungen beobachtet werden, daß man ehrliche Leute und Spitzbuben bei dem rechten Namen nennt, und daß die Schelme, die schon froh seyn müssen, wenn sie den Kopf auf den Schultern behalten, wenigstens gezüchtigt werden, und nicht auch noch die Freiheit behalten, dich fortwährend mit Ruthen zu streichen, wie es bisher geschehen. Das kommt aber alles daher, weil die Politik diese Festlichkeiten angeordnet hat.

Europa. Der Pabst wird aber wenigstens jene Kirchengüter wieder erhalten haben, welche noch nicht verkauft waren?

Italia. Einige Ausschüßlinge erhielt er allerdings wider, jedoch das beste blieb als Leibgedinge des Vizekönigs von Italien zurücke.

Europa. Wie kann denn aber von dem Leibgedinge des Vicekönigs die Rede seyn, wenn er nicht mehr Vicekönig ist? Wenn ich eine Stelle verliere, kann ich doch den Gehalt nicht mehr beziehen.

Italia. Das ist mir freilich auch nicht ganz klar geworden; allein was sollte man thun? Auch hier traten wieder die Rücksichten der Höflichkeit ein, und wenn man auch ihn nicht berücksichtigen wollte, so mußte man doch an seine Gemahlin denken.

Europa. Wer es einst dem heiligen Petrus gesagt hätte, daß sein Mantel dazu dienen würde, Unterröckchen für solche Dürftige daraus zu schneiden?

Italia. Mehr weiß ich aber von diesen Dingen nicht, und denke deswegen jetzt an meine Geschäfte zu gehen. Befehlen Sie noch etwas?

Europa. Noch eine Frage! Was ist denn das für ein Klecks, den du auf der Brust angeheftet hast?

Italia. Das ist der Orden der eisernen Krone, welchen Napoleon gestiftet hat, um Jene damit zu schmücken, welche sich um ihn wohlverdient gemacht haben.

Europa. So? Ich sollte aber meinen, daß es mehr herabsetzend als erhebend sey, die Gunst und Gewogenheit eines Verderbers erworben zu haben; daß dieser Orden also nur zur Strafe getragen werden müßte, gleichwie die Juden einen gelben Lappen auf dem Hute tragen. Warum bist denn du nun verdammt, deine Brust mit einem solchen Zeichen zu entehren?

Italia. Liebes Mütterchen, Sie wissen aber doch auch gar nichts von solchen Dingen! Der Orden der eisernen Krone ist ein königlich Italiänischer Orden geworden, seine Decoration wird mit allem

Anstande getragen, und man bewilligt ihn auch denjenigen, welche sich um die gegenwärtige Regierung verdient machen.

Europa. Bravissimo. So ist also das Zeichen eines Räubers und Geächteten in eine Reihe gesetzt mit dem Kreuze des Erlösers, mit den Denkmünzen der Heiligen und mit den Orden der Könige?

Italia. Das ist Politik, meine liebe Mutter, das sind liberale Ideen, und nur auf diese Weise läßt sich die Welt in Ordnung bringen.

Europa. Vielmehr scheint mir dieß die rechte Manier, um alle Köpfe zu verwirren, und alles schlechter zu machen, als zuvor. Finden sich denn aber auch redliche Leute, die nicht erröthen, sich mit einem solchen Klekse zu beschmutzen?

Italia. Beste Mutter, Sie wähnen, immer noch zu den Zeiten Karls des Großen zu leben, und haben keinen Begriff von dem gegenwärtigen Jahrhundert. Studiren Sie nur ein paar Blätter Philosophie, machen Sie eine kleine Wanderung durch die Kabinete Ihrer Reiche, berathen Sie sich mit der Politik, und lernen Sie, wie man im neunzehnten Jahrhunderte leben muß. Indessen gehe ich zu meinen Geschäften. Mama Europa, ich empfehle Ihnen noch einmal das Gleichgewicht. Frau Gerechtigkeit, unterhalten Sie sich recht angenehm mit Ihrem Fliegenwedel. —

## Zweite Abtheilung.

### Europa. Die Gerechtigkeit. Frankreich und die Restauration.

Europa. Was sagen Sie zu allen diesen Welteinrichtungen, Frau Gerechtigkeit? Mir scheint, daß Ihnen diese Dinge nicht allzugut anstehen.

Die Gerechtigkeit. Was mich betrifft, meine liebe Frau Europa, so kann ich mich darüber nicht sehr wundern, weil ich bereits seit ungefähr sechstausend Jahren an solche Dinge gewöhnt bin. Alle wünschen mich, alle rufen nach mir; allein, bin ich wirklich angekommen, so wünscht jeder, daß mich sein Nachbar beherberge, und niemand will mich in seinem eignen Hause aufnehmen, selbst nicht einmal auf dem Speicher. Viel mehr überrascht es mich dagegen, daß Ihre Kinder nicht an sich selbst denken, und daß sie nach einer Lection von fünfundzwanzig Jahren, die von ganz ernstlichen Züchtigungen begleitet war, noch nicht einsehen lernten, daß, welchen Weg man auch einschlagen möge, ohne mich doch jeder unvermeidlich in's Verderben führe. Und dazu scheinen mir Ihre Kinder sehr geneigt.

Europa. So ist es in Wahrheit, Frau Gerechtigkeit. Ich hatte keine bessere Tochter, als diese Italia. Sie sind alle wackere Kinder, höflich, bescheiden und gottesfürchtig, allein sie hören auf den übeln Rath schlechter Gesellen. Wer weiß übrigens, ob auch alles wahr ist, was Italia sagte. Sie ist in den Weltangelegenheiten nicht sehr bewandert, kennt nichts anders, als singen und pfeifen, und nimmt alles spaßhaft. Wir werden uns anderswo erkundigen müssen.

Die Gerechtigkeit. Still! Da kommt eben der leichtsinnige Springinsfeld Frankreich. Wir wollen mit dem Mädchen sprechen, wenn es gelingt, sie nur fünf Minuten fest zu halten. Fräulein Frankreich, Ihre Frau Mutter wünscht mit Ihnen zu plaudern.

Frankreich. Guten Morgen, Frau Gerechtigkeit. Liebe Mama, ich küße Ihnen die Hand und bin zu Ihrem Befehle.

Europa. Komm her, Töchterchen, und erzähle uns ein bischen, wie es auf der Welt zugeht.

Frankreich. Vortrefflich, Mutter, alles ist ganz herrlich geordnet.

Europa. Dem Himmel sey Dank! Nun gut, so sag uns also und erkläre uns, worin diese Ordnung bestehet.

Frankreich. Mein vielgeliebtes Mütterchen, Sie wissen wohl, daß ich den langweiligen Fleiß nicht sehr liebe, und daß ich darum nicht besonders

aufmersam bin. Allein ich habe doch gesehen, daß alles genügt, und so dürfen Sie es mir auf meine Ehre glauben, daß alles ganz wohl gethan ist. Mit den Ceremonien, Zweifeln und Vorurtheilen haben wir glücklicher Weise nichts mehr zu schaffen. Bischofsmützen, Krummstäbe der Aebte und Abtißinnen, Kurhüte, die Krone Karl des Großen, Bullen, Diplome, Verordnungen — — alles zusammen auf ein Freudenfeuer, das das schönste auf der Welt war! Und dann dreißig oder vielleicht fünfzig kleinere Fürstlein, die mit ein paar Kreuzern nach Hause geschickt wurden. O, das alles war zum todtlachen!

Europa. Das alles scheint mir aber gar nicht so außerordentlich gut zu gehen.

Frankreich. O doch, doch, Mama, glauben Sie es mir auf's Wort, es konnte gar nicht besser werden. Und alles ist auch nur zu Ihrem Besten geschehen, und um Sie im rechten Gleichgewichte zu erhalten. Das hat die Politik gesagt, und die irrt niemals, das dürfen Sie mir auf Ehre glauben.

Europa. Die allerliebste Politik wird mich noch am Ende, bloß um mich in's rechte Gleichgewicht zu bringen, ganz verstümmeln. Sonst weißt du also nichts weiter?

Frankreich. Anders nichts, Frau Mutter, sonst gar nichts. Es ist mir nicht möglich, eine Minute lang anhaltend an etwas zu denken, und nach zwei Worten muß ich allemal ein Dutzend

Pirouetten machen; sonst befallen mich die Vapeurs, und ich sterbe an Krämpfen.

Europa. Wenigstens wirst du doch über das genau unterrichtet seyn, was dich selbst angeht?

Frankreich. Aber Mama, ich glaube gar, Sie wollen sich einen Spaß mit mir machen. Ich weiß es allerdings am besten, daß man mich auf eine bewundernswerthe Weise in Ordnung gebracht und verfaßt hat; und, um es in zwei Worten zu sagen: die Franzosen haben eine Karte erhalten.

Europa. Eine Karte?

Frankreich. Ja, Mama, auf meine Ehre, eine Karte.

Europa. Und was ist denn das für eine Karte, die dich so glücklich macht?

Frankreich. Die Karte ist ein Ding, das ungemein vortrefflich, ungemein bewundernswürdig und ungemein nöthig für den Frieden der Welt ist. Ein Volk ohne die Karte ist ein ungemein dummes, ein ungemein unglückliches und ein ungemein knechtisches Volk und ohne die Karte würden Unordnungen entstehen, ungemein widerwärtig, ungemein gefährlich, ungemein furchtbar, und die große Nation würde ohne dieselbe nicht eine Stunde lang ruhig bleiben. Aber ich bitte Sie, liebe Mutter, strengen Sie mich nicht so lange mit solchen ernsthaften Reden an.

Europa. Ja wohl, mein Kind, ich sehe es nur zu sehr ein, daß du für ernste und verständige

Gespräche nicht gemacht bist. Aber du hast ja da eine Begleiterin, vielleicht kann ich mich mit dieser unterhalten?

Frankreich. Wie es Ihnen gefällig ist, Mama, aber meine Begleiterin ist lahm, und kann nicht mit der Zunge fort; auch sind ihr die Hände gebunden, sie hat kein Kleid anzuziehen, sie vermag weder vorwärts noch rückwärts zu schauen, kurz, sie kommt mit mir, um den Franzosen als Tölpel zu dienen.

Europa. Wie heißt denn diese Unglückliche?

Frankreich. Die Restauration.

Europa. Restauration heißt so viel, als verworrenes wieder in Ordnung bringen; die Restauration muß demnach eine achtungswerthe Person seyn. Was meinen Sie dazu, Frau Gerechtigkeit?

Die Gerechtigkeit. Verworrene und aus dem Geleis gebrachte Dinge lassen sich ohne mich durchaus nicht wieder in Ordnung bringen; darum müßte also die Restauration meine Tochter seyn. Allein ich kenne keine solche, und kann nicht begreifen, wie eine Tochter geboren werden könnte, ohne daß die Mutter etwas davon wüßte. Indessen wollen wir sie doch ein wenig ausfragen.

Europa. Frau Restauration, ist es Ihnen gefällig, uns einige Nachrichten mitzutheilen?

Die Restauration. Frankreich hat Ihnen bereits meinen Zustand beschrieben, und daraus können Sie leicht das Uebrige errathen.

Europa. Wer hat Sie denn in diesen traurigen Zustand versetzt?

Die Restauration. Die Karte.

Europa. Was ist denn aber diese Karte, die so vielen Lärm verursacht?

Die Restauration. Sie behauptet, sie sey ein Vertrag zwischen König und Volk.

Europa. Ein Vertrag zwischen König und Volk! Bei'm Himmel! kann ich etwas verderblicheres hören? Ist Frankreich vielleicht eine Wirthsstube, die man pachten kann, oder ist der König von Frankreich ein Kutscher, den man gegen einen bestimmten Monatlohn in Dienste nimmt?

Frankreich. Aber liebe Mutter, wie könnten die Könige ohne gewisse Verträge regieren?

Europa. Wie sie es immer gethan haben, bevor man an solche Albernheiten von einer Karte gedacht hat. Die Autorität der Könige, mein Kind, stammt nicht von den Völkern her; sie hat ihren Ursprung in dem Gebote Gottes, der, da die Menschen zum geselligen Zusammenleben bestimmt sind, ihnen auch ein Haupt geben mußte, das sie leitete, und deswegen auch befahl, daß die Völker den Königen gehorchen sollen. Der König ist da, um für das Wohl und Glück des Volkes zu sorgen und zu wirken; das Volk ist da, um den Geboten des Königs Folge zu leisten: und das ist die große Karte, von Gottes Hand geschrieben, und mit dem Stempel der Natur bezeichnet.

Frankreich. Aber vielliebe Mutter, wenn nun der König dem Volke übel wollte, wie stünde es dann ohne die Karte?

Europa. Mein Kind, der König will der Natur der Sache nach dem Volke nicht übel, und kann ihm nicht übel wollen, weil das Volk die Familie und das Erbgut desselben ist, niemand aber das Verderben seiner eigenen Familie und den Untergang seines Erbgutes wünscht. Wohl aber kann der König irren und fehlen, weil auch er nur ein Mensch ist. Allein auch das Volk kann irren und fehlen; und da wir einmal solchen Verirrungen des Kopfes und Herzens nothwendig ausgesetzt sind, so ist es besser, nur die Verirrungen eines einzigen, statt die Verirrungen vieler fürchten zu müssen.

Frankreich. Nein, nein, Mutter. Das vereinigte ganze Volk kann nicht irren, und es ist durchaus unmöglich, daß sich in einer Nation nicht auch redliche und weise Menschen befinden sollen.

Europa. Aber, mein Gänseschnäbelchen, wer gibt dir denn die Versicherung, daß sich diese Redlichen und Weisen dem Sturme der Volksversammlungen Preis geben wollen? wer hat es dir denn verbürgt, daß sie die Zahlreichern seyn werden, und wer verspricht dir, daß die wenigen Stimmen der Weisheit und Redlichkeit in dem verworrenen Kampfe einer Nationalversammlung werden vernommen und befolgt werden? Hast du es noch nicht genug erfahren, was der Befehl und die Gewalt des Volks

bedeutet? Fünfundzwanzig Jahre des Schreckens und der Leiden, die Welt von unten nach oben gekehrt, die Einwohner zu Grunde gerichtet, der Credit verloren, die unermeßlichen Kirchen- und Nationalgüter verschlungen, und vier bis sechs Millionen Franzosen hingeschlachtet — — das sollte doch genügen, dir die Augen zu öffnen. Wenn dir nur ein Quentchen Urtheilskraft und ein Sechzehentheil Gewissen geblieben ist, so sage mir aufrichtig, welche Verirrungen und welche Bosheit eines absoluten Königs wäre im Stande gewesen, nur die Hälfte des Unheils zu bewirken, welche wir der eingebildeten Souveränität des Volks zu verdanken haben? Rede, sprich, unbesonnenes Mädchen!

Frankreich. Mama, denken Sie doch an meine Vapeurs!

Europa. Ja wohl, ich denke daran, daß du für ein verständiges Gespräch nicht gemacht bist, und daß du dich deswegen mit Luftsprüngen ergötzest. — Frau Restauration, ist denn diese Karte, oder meinetwegen dieser Vertrag, durch welchen Sie so entstellt und beschädigt wurden, wirklich durch die Uebereinstimmung der Partheien entstanden, und weswegen haben es diese denn so gewollt?

Die Restauration. Nicht im Traume, beste Frau. Die contrahirenden Partheien haben nicht den geringsten Theil daran. Von dreißig Millionen Franzosen haben neunundzwanzig und eine halbe Million gar nicht daran gedacht, und würden mit

der Karte nicht mehr anzufangen wissen, als eben die andern Nationen auch. Die übrigen wünschten nichts mehr und nichts weniger, als durch Huld und Gnade ihre Haut zu sichern, wußten nicht, was sie wollten, und wagten nicht, das Haupt zu erheben.

Europa. Wollte Sie denn König Ludwig der achtzehnte vielleicht freiwillig gewähren?

Die Restauration. Können Sie sich einbilden, daß der arme ehrliche Mann eine Freude daran gehabt habe, mit gefesselten Händen und Füßen, und mit herabgelassenen Beinkleidern, damit sich jeder das Vergnügen machen könne, ihm die Ruthe zu geben, in sein Haus zurückzukehren? Man hat ihm eben dieses Meisterstück in den Hals gesteckt, und er mußte es mit Gewalt hinunter schlucken. Entweder die Karte, hieß es, oder nichts!

Europa. Welcher Grund hat aber wohl meine guten Kinder bewogen, eine solche Thorheit zu begehen? Haben sie denn nicht bedacht, daß die Sache eines Königs die Sache aller Könige ist, und daß, wenn man einem Volke die Klauen wachsen läßt, sie auch allen andern wachsen?

Die Restauration. Gerade das sagte auch die Erfahrung und die Weisheit, allein die Politik ließ es nicht zu, daß man auf sie hörte.

Europa. Welche Gründe führte aber diese Phrasendreherin an?

Die Restauration. Sie behauptete, es thue Noth, die Hochmüthigen zu besänftigen, nicht aber

zu reitzen; und daß Frankreich nicht mit Gewalt unterworfen werden könne.

Europa. Ei das ist wahrlich allerliebst! Fünf- und zwanzig Jahre hat der Kampf gewährt, und jetzt endlich, wo sie eine Million deutscher und russischer Bajonnette beisammen, und die Strasse frei haben, dem Feinde noch dreimal so viel auf den Leib zu führen, jetzt verlieren sie das Vertauen auf ihre Macht!

Frankreich. Aber, bei'm Teufel, Mama, gegen Frankreich Gewalt?

Europa. Allerdings, Fräulein Naseweis, und die rechte, strenge Gewalt! Kann man Narren und liederlichen Wildlingen den Verstand anders beibringen, als mit dem Stock?

Frankreich. In allen vier Welttheilen findet sich nicht die erforderliche Kraft, um die große Nation in der Unterwürfigkeit zu erhalten.

Europa. Wohlan, so macht man sie zu einer kleinen Nation, und alles wird in Ordnung seyn.

Frankreich. Was, eine Theilung?

Europa. Ganz gewiß eine Theilung. Sage mir doch, zeigten sich etwa deine Republick und dein Kaiser so mitleidig gegen die andern Staaten, oder haben sie solche nicht vielmehr ohne alle Schonung und Erbarmen zerrissen und verschlungen? Nun gut! Da gibt es eine schöne Bescheerung für die Nachbaren! Einen Abschnitt Frankreichs an England, einen andern an Spanien, einen an Oestreich, Preussen, Holland, Bayern,

und Piemont; bloß mit einigen Austauschungen des Gleichgewichtes wegen, und um Rußland und Schweden zufrieden zu stellen; damit wäre alles im rechten Geleise. Du, hübsches Kind, würdest dich dann ganz still verhalten, wie der Bär unter der Herrschaft seines Führers, und die große Nation, welche nun die kleinste geworden wäre, hätte dann aufgehört, zwei oder drei Jahrhunderte lang den Frieden der Welt zu stören.

Frankreich. Ach Mutter, wie sind Sie so grausam!

Die Restauration. Vergeben Sie mir, Frau Europa, aber den Thron des heiligen Ludwigs zu zertrümmern, und das Erbtheil der Bourbone zu zersplittern — — —

Europa. Verkehrte Frau, wenn die Kinder des heiligen Ludwigs wie die Söhne von Mißethätern leben, so muß man sie züchtigen, wie auch Gott die pflichtvergessenen Engel gezüchtigt hat; und was Ihre guten und würdigen Bourbone betrifft, so werden sie es vorziehen, ruhig über ein kleines Frankreich zu herrschen, statt im großen Frankreich unter dem Dolche der Mörder oder auf dem Blutgerüste zu enden. Ich sage jedoch, daß man es so hätte machen müssen, wenn sich kein anderes Mittel darbot. Uebrigens hätte ich gewünscht, daß sich der Thron der Bourbone wieder ganz in seinem ursprünglichen Glanze erhöbe, aber ohne die Schmach eines Vertrags und ohne die Albernheit der Karte.

Die Restauration. Ach, diese Karte, diese Karte!

Europa. Sagen Sie mir doch aufrichtig, liebe Frau, glauben Sie denn, daß diese Mißgeburt nur von der Furcht und Großmuth erzeugt wurde?

Die Restauration. Ihre gekrönten Kinder waren wohl im guten Glauben dieser Meinung, allein die Politik hatte noch einen andern Gedanken im Hinterhalt. Man sprach in den Kabinetten mit halber Stimme davon, daß, wenn man Frankreich den Bourbonen wieder ganz und vollständig zurückgäbe, es nur allzubald wieder eine unmäßige Gewalt ausüben würde; daß man sich an Ludwig den vierzehnten erinnern müsse, und daß es darum angemessen sey, ein Geschenk, wie das der Pandora, beizufügen, und durch die Karte so eine kleine Intrigue anzuspinnen, damit sie im eigenen Hause so viel Verdruß und Widerwärtigkeit erführen, um die Lust zu verlieren, die Nase in fremde Angelegenheiten zu stecken.

Europa. Ei so, ei so, jetzt durchsehe ich die Schelmerei! Schien es mir doch ganz unmöglich, daß man dergleichen unter dem Aushängschild der Liebe treibe. Doch mit allem diesen bin ich noch nicht überzeugt. Fünf und zwanzig Jahre lang, wie es meinen Kindern auferlegt war, alle Beleidigungen, Räubereien, Verbannungen und Mißhandlungen zu dulden, während dieser langen Zeit im steten Kampfe leben, und sich zu Millionen hin-

schlachten zu lassen, endlich den Sieg zu erringen, alles in der Hand haben, und dann wieder auf alles verzichten, wieder so weit sich verirren, und die Welt mit einem solchen Papierlappen ins Verderben zu stürzen — — das ist ein Entschluß, dessen selbst Schulbuben nicht fähig wären, die kaum mit ihrem Abcbuche fertig geworden sind. Die Politik ist allerdings ein lasterhaftes Weib, ohne Ehre, ohne Gewissen und ohne Frömmigkeit; aber sie hat doch Augen im Kopfe, und gegen ihr eigenes Interesse läßt sie sich nimmermehr zu solchen Mißgriffen verführen. Wer mag sie nur dazu gebracht haben?

Die Restauration. Im Kabinette habe ich niemanden gesehen, ausgenommen eine Maske, die ich nicht erkennen konnte.

Europa. Eine Maske?

Die Restauration. Ja, eine Maske, ganz vermummt, die äußerst besorgt schien, nicht erkannt zu werden. Sie kam immer, wenn die Fürsten nicht anwesend waren, flüsterte einigen untergeordneten Staatsmännern etwas in's Ohr, und entfernte sich dann wieder schnell. Nur einmal geschah es, daß unter ihrer Verhüllung der Streif von einem dreifarbigen Kleide sichtbar wurde.

Europa. Jetzt begreife ich alles, das ist übergenug. Das war die alte Revolution, die schlau und gewandt wie eine Schlange, sich in das Kabinet, einzuschleichen wußte, und nun werden wir alles

wieder von vorne anfangen müssen. Die Karte ist von ihr eingegeben, und die Vertragspunkte derselben sind die Scherben, um die vergangene Revolution mit den verschiedenen künftigen zu verbinden. Unselige Hoffnungen der getäuschten Welt! fruchtlose Triumphe meiner verlornen Kinder! nutzlos vergossenes Blut von ganz Europa! Thörichtes Frankreich, bette dich nun auf glühende Kohlen, und ihr, unglückliche Bourbonen, haltet eure Wanderbündel geschnürt! Sie aber, Frau Restauration, bereiten Sie sich, in der nächsten Zeit auf Ihrer belobten Mittelstraße Frankreich wieder den Rücken zu kehren.

## Zweites Gespräch.

### Der Verstand, die Freiheit, der Türke und die Politik.

Die Freiheit. Wehe mir ärmsten! Hast du es gehört?

Der Verstand. Was denn?

Die Freiheit. Diesen höllischen Kanonendonner von der Levante her? Das war das letzte Signal meiner Vertilgung!

Der Verstand. Was hast du denn mit den Leuten in der Levante zu schaffen? Sind etwa auch die Türken der Freiheit wegen närrisch geworden?

Die Freiheit. Ach, es handelt sich nicht von den Türken, sondern von den Griechen. Ich habe mein Banner in Griechenland aufgepflanzt, auf diesem klassischen Boden, dieser Mutter aller Künste und Wissenschaften, und nun stürmen sie heran, bloß um mich zu verfolgen und zu vertilgen.

Der Verstand. Das konnte man voraus sagen, und du hättest nichts anderes erwarten sollen. Denn sieh, mein Kind, du hast einen schönen, anmuthigen Namen, allein seit kurzem ist dir der Kopf ganz wirr geworden, und alle Nachkommen Adams haben deine Thorheiten gar theuer bezahlen müssen.

Die Freiheit. Dießmal aber kann mich gewiß niemand verdammen, weil ich es ja nur mit dem Türken zu thun hatte, und nicht vermuthen konnte, daß man selbst diesen gegen mich schützen werde.

Der Verstand. Die Türken, du närrisches Wesen, sind so gut Herrn im eigenen Hause, wie es jeder andere in seinem ist, und deswegen muß die Souveränität der Türken eben so sehr geachtet werden, wie die aller übrigen Fürsten.

Freiheit. Gott bewahre! Der Großtürke ist ein Tyrann, und die Griechen hatten jeden Grund das Joch der Tyrannei abzuschütteln. Uebrigens mußt du als Verstand, das besser einsehen, als jeder andere.

Der Verstand. Eben weil ich der Verstand bin, sehe ich manches gar nicht ein. Der Türke hat allerdings einen üblen Namen, und wer nie in der Türkei war, glaubt wohl, daß man in jenem Lande nichts anders thue, als sich gegenseitig spießen und erwürgen, ohne zu wissen warum. In Wahrheit gibt es aber auch dort Gesetze und Ordnung, und wer rechtlich und friedlich lebt, befindet sich vielleicht mitten unter den Türken besser und ruhiger, als bei mancher andern von den allzuhöflichen und allzucivilisirten Nationen. Was nun deine Griechen betrifft, so waren sie auf das beste behandelt, und weit entfernt davon, in Sclaverei zu leben, konnte man sie gleichsam als die Herrn der Türken betrachten.

Die Freiheit. Mag es immerhin mit der Behandlung der Griechen seyn, wie du willst; allein es beibt doch immer wahr, daß der Türke ein Usurpator, und daß seine Herrschaft eine illegitime ist.

Der Verstand. Ei sieh da, du stellest die Legitimität in Reihe und Glied? Mein Kind, du bist wahrhaftig ein Hanswurst. Allerdings ist es richtig, daß sich der Türke durch Waffengewalt in den Besitz Griechenlands gesetzt hat; wenn aber dieses eine Usurpation gewesen, so ist sie bereits sehr alt, und nach so langer Zeit muß die wirkliche Souveränität als eine legitime geachtet werden, und es ist weder hergebracht noch gesetzlich, den Ursprung derselben in Frage zu stellen.

Die Freiheit. Und wer dürfte dem Volke ein solches Recht entziehen?

Der Verstand. Die Nothwendigkeit, in welcher man den Willen Gottes erkennen muß, und die nur um des Besten des Volks selbst, und der Ruhe der Welt willen jenes Recht aufgehoben hat. Wenn aber der Ursprung der Souveränität einer solchen Prüfung unterworfen werden sollte, wer würde denn Richter zwischen Volk und Fürst seyn? Und wenn die Zeit nicht genügte, um eine facktische Souveränität in eine legitime umzuwandeln, welches Volk würde sich nicht damit schmeicheln, in den Archiven oder in alten Geschichten einigen Grund oder Vorwand aufzufinden, sich dem Gehorsam gegen den

eigenen Fürsten zu entziehen? Und wenn dann alle Fürsten ihre Gebote vorerst einer Diskußion unterworfen sähen, und wenn alle Völker ungewiß wären hinsichtlich ihrer Verpflichtung zum Gehorsam: wie stünde es dann mit Ordnung und Sicherheit? könnte man dann nur für Augenblicke auf Ruhe und Frieden in dieser unglücklichen Welt hoffen?

Die Freiheit. Nach deinem Gutachten, weiser Herr Verstand, müßte also ein Volk, das kaum noch mit den Waffen unterjocht wurde, dem Usurpator demüthig die Hand küssen, und ihn verehren, als seinen legitimen Herrn?

Der Verstand. Nein, meine vorschnelle Thörin, das behaupte ich keineswegs. Ein Volk kann und soll dem Usurpator während des Versuchs der Usurpation mit aller Kraft und Treue widerstehen; und auch noch nachher, wie es die Umstände gestatten, für längere oder kürzere Zeit. Wenn aber zwei, drei oder vier Generationen vorüber gegangen sind, wenn der neue Herrscher sich im Frieden eingesetzt und befestigt hat, und wenn ihn das Volk ausdrücklich durch einen Unterwerfungsakt, oder stillschweigend durch die Thatsache eines langen Gehorsams anerkannt hat: dann können die Unterthanen diesen Gehorsam, ohne sich zu Aufrührern zu machen, nicht mehr versagen.

Die Freiheit. Das ist eine vortreffliche Lehre, und so ächt türkisch! Wenn also ein Räuber seinen Raub hundert oder hundertzwanzig Jahre lang fest-

gehalten hat, so wird er der legitime Herr der geraubten Sache.

Der Verstand. Man sieht wohl, daß du eben in den Tag hinein schwatzest. Vorerst überlebt kein Räuber seinen Raub hundertzwanzig Jahre, und so wird also auch der Besitz des geraubten Gutes, so lange er lebt, auf diese Weise nicht legitimirt. Wenn aber nun eine Privatfamilie ein Eigenthum hundert Jahre lang besessen hat, ohne in dieser langen Zeit von irgend jemand darin gestört, von irgend jemand deshalb gerichtlich belangt, oder mit Rückforderungen beunruhigt worden zu seyn: so bleibt zwar der Räuber für immer ein Räuber, und die Gerechtigkeit Gottes wird für dessen Strafe sorgen, allein diese Familie muß als rechtmäßiger Herr ihres Eigenthums betrachtet werden, und wollte man diesen Grundsatz nicht zugeben, so müßte man die ganze gesellschaftliche Ordnung umkehren. Dasselbe findet nun bei Länderusurpationen statt, jedoch mit dem Unterschied, daß die Rechte der Privaten manchmal noch nach einigen Jahrhunderten mit Wort und Schrift vor dem Richter untersucht werden können, während die Rechte der Fürsten den Tribunalen nicht unterworfen, und nur mit Schwertern und Kanonen zu verhandeln sind. Deswegen ist aber auch jede Uutersuchung über die Rechte der Fürsten unzertrennlich von blutigen Leiden der Menschheit.

Die Freiheit. Nach hundert Jahren behält also jeder, was er hat, und die Gerechtigkeit ist nicht für die Fürsten da!

Der Verstand. Kind, die Gerechtigkeit Gottes erreicht den Fürsten eben so gut nach tausend, wie nach hundert Jahren, allein das erste Gesetz auf der Welt ist der Friede der Welt. Ohne von solchen Souveränitäten zu reden, die du für usurpirt und tyrannisch erklären wirst, hat denn vielleicht dein Frankreich, das du so sehr liebst, und dein England, welches dich, wie man sagt, großgesäugt hat, haben sie ihre Größe etwa nicht auch den Waffen und Usurpationen zu verdanken? Und wenn nun jetzt so viele Provinzen und Colonien die Souveränität deines geliebten Frnkreichs und deiner Amme England in Zweifel ziehen wollten, was würdest du denn dazu sagen, mein strenges, gerechtes Fräulein? Und was würde denn die Freiheit thun, wenn sie sich wechselseitig in den Haaren lägen, welcher würdest du denn Recht geben?

Die Freiheit. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß sich der Verstand zum Sachwalter des Türken hergeben würde! Sage mir aber, was du willst, die Griechen waren doch in ihrem guten Rechte, als sie sich empörten, sey es auch nur wegen der Religion, denn das ist doch gewiß unerträglich, daß ein christliches Volk in der Sklaverei dieses muhametanischen Gesindels schmachten soll.

Der Verstand. Dieser Ausfall in deinem Munde ist gewiß das köstlichste! Nach allen den Proben von Gottesfurcht, welche du in den Zeiten der französischen Republik abgelegt hast, nach den zahl-

losen Beweisen von Andacht und Frömmigkeit, die du überall gibst, wo du dich einmischest, steht es dir ganz allerliebst, die Scheinheilige zu spielen, und von Religion zu reden. Wie es damit aber auch sey, so besiehlt eben das Christenthum Treue und Gehorsam, verdammt stets die Empörung, und das Evangelium der Christen bestimmt ausdrücklich, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist. Nun ist aber der Großtürke wirklich der Kaiser der Griechen, und durch ihre Empörung haben sie gerade das christliche Gesetz verletzt.

Die Freiheit. Zweifle nur nicht, daß sie es theuer bezahlen müssen, und daß dieses arme Griechenland zu einer wahren Fleischbank werden wird. Jetzt, wo ihm alle Unrecht geben — — —

Der Verstand. Was weißt du denn neues?

Die Freiheit. Ich habe ja selbst die englischen, russischen und französischen Flotten gesehen, die in dieser Richtung mit wehenden Flaggen einhersegelten, und dieser Kanonendonner, welchen wir so eben gehört, hat meine armen Griechen ohne Zweifel schwimmen gelehrt, wie der Jäger die Enten auf dem Sumpf, —

Der Türke, Zu Hülfe! Barmherzigkeit! Rettet einen armen Gemordeten!

Der Verstand. Was ist vorgefallen? wer seyd ihr?

Der Türke. Seht ihr nicht, daß ich ein Türke bin.

Der Verstand. Was? so waffenlos, ohne Knebelbart und ohne Turban? Wer hat euch denn in diesen traurigen Zustand versetzt?

Der Türke. Die Engländer, Russen und Franzosen. Sie haben mir die Haare ausgerauft, haben mir den Mousselin zerrissen, und mich in einen wahren Pavian umgewandelt.

Der Verstand. Und wann hat euch denn dieser Unfall betroffen?

Der Türke. Vor wenigen Augenblicken, als ich eben meiner Straße zog. Ihr habt doch gewiß diesen furchtbaren Kanonendonner vernommen, der die ganze Welt in Staunen gesetzt hat. Mit diesem überraschenden und grausamen Schlage wurde nun die ottomannische Flotte zerstört, die Kinder des Propheten verbrannt, oder gleich Gurken in Stücke gehauen, und der unglückliche Halbmond hat seine Hörner verloren.

Die Freiheit. Sprecht ihr im Ernst oder Scherz?

Der Türke. Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so geht nach Navarin, und ihr werdet dort die hohe Pforte aus ihren Angeln gehoben, und ihre Stücke auf dem Meere herumschwimmen sehen.

Die Freiheit. Was sagst du dazu?

Der Verstand. Und was hältst du davon?

Die Freiheit. Du weißt, daß ich an solche Auftritte gewohnt bin, und doch jammert mich dieser arme Teufel.

Der Verstand. Und ich, der Verstand, verliere jetzt den Verstand ganz und gar. Waret ihr

denn aber überhaupt im Kriegsstande gegen die allirten Mächte?

Der Türke. Gott bewahre. Ich lebte mit allen im Frieden, und niemand zweifelt daran, daß ich seit einem Jahrhundert der beste Allirte unter allen war.

Der Verstand. Aus welchem Grunde haben sie euch denn nun so artig behandelt?

Der Türke. Um diese griechischen Aufführer und Betrüger zu unterstützen.

Die Freiheit. Die Aermsten erregen das Mitleid der ganzen Welt, und ihr waret so überaus grausam gegen sie.

Der Türke. Meine Verehrte, die Zeitungen und Journale der Franken und Griechen werden in der ganzen Welt gelesen, der Türke spricht aber wenig, und schicket keine Zeitungen und Journale in die Welt hinaus. So kommt es denn, daß man wohl von der Grausamkeit der Türken, aber nicht von jener der Griechen schwatzt. Wie dem aber auch seyn möge, so sind wir doch jedes Falls Herrn im eigenen Hause, und wollen unsere Aufrührer strafen, wie es uns gut dünkt, und niemand hat ein Recht, dazwischen zu treten und uns Gesetze zu diktiren.

Der Verstand. Bedenkt mein Herr Türke, daß allerdings jedermann Herr in seinem Hause ist, daß aber, wenn sich zwei Narren umbringen wollen, ein ehrlicher Mann, der ein gesundes frisches Herz und einen gesunden Sinn hat, sich wohl darein mischen darf, um Unglück zu verhüten.

Der Türke. Ganz wohl, ein redlicher Mann soll Blutvergießen hindern, indem er jenem Theile die Hände festhält, welcher Unrecht hat, nicht aber das Haupt desjenigen trifft, der in seinem guten Rechte ist.

Der Verstand. Wenn sich aber ein Weg der Versöhnung finden läßt — — —

Der Türke. Nun gut, ich habe mich ja auch zu allem angeboten. Ich erklärte mich bereit, den Empörern zu verzeihen, ihnen neue Privilegien zuzugestehen, und in Griechenland eine milde und gütige Regierung einzusetzen; allein von billigen Forderungen und Verträgen war gar nicht die Rede. Man verlangte, daß ich für immer auf die Souveränität über Griechenland verzichten, und, um mich so auszudrücken, mir selbst den Knebelbart ausreißen sollte. Jedoch ein Mann, der nicht mit einem Mal jedes Gefühl von Würde verloren hat, läßt sich, ehe er einer so gewaltthätigen Uebermacht unterthänig wird, lieber spießen.

Der Verstand. Im Grunde ist das Recht auf eurer Seite; aber lieber Herr Türke, das Recht entscheidet nicht allein auf der Welt, man braucht und verlangt auch Klugheit. Ihr seyd nicht stark genug, um euch mit den verbündeten drei Mächten zu messen.

Der Türke. Das ist wahr, allein ich stand ja im besten Benehmen mit ihnen, und ich wußte, daß ihre Souveräne gerecht, billig, und ihrem Worte treu sind. Wer hätte jemals glauben sollen,

daß drei getaufte Fürsten daran denken sollten, ohne Grund und Recht einen armen Beschnittenen zu morden, der ihnen nichts zu leid gethan, und der in Frieden und Freundschaft mit ihnen lebte?

Der Verstand. Du sprächest ganz richtig, wenn es stets die Fürsten wären, die in ihren Staaten Befehle gäben, aber das Kabinet, die Politik —

Der Türke. Auch daran hatte ich gedacht, und ihr dürft nicht glauben, daß unter dem Turban lauter Krautköpfe stecken. Doch gesteht mir auf euer Gewissen, ob ihr euch jemals einbilden konntet, daß die Legitimität von Europa der Revolution, die alle rechtmäßigen Regierungen zu zerstören droht, zu Hilfe eilen werde?

Die Freiheit. Die Revolution der Griechen ist von den übrigen ganz verschieden.

Der Türke. Schweigt, unverschämte und lügnerische Dirne! Die Revolution der Griechen ist die allernächste Verwandte der übrigen, und nimmer hätte sie, wäre es anders gewesen, so vielen Beifall und so viele Gunst bei euern französischen Thoren und bei so vielen andern Schelmen gefunden.

Der Verstand. Nun, nun, das läßt sich nicht bezweifeln, und man sieht ja ganz deutlich das Werk der Parthei. Unzählbare Völker mußten, so lange die Welt steht Unterdrückung und Noth dulden, ohne daß die Philantropie der Stutzer und zarten Damen sich in Bewegung gesetzt hätte, sie mit ihren Seufzern zu unterstützen; und die verge-

ßenen, verachteten Griechen hätten in dem unreinen und ausgebrannten Gehirn so vieler Menschen gewiß nicht das philhellenische Feuer entzündet, wenn die Sache der Griechen nicht die aller Verschwornen und aller politischen Verbindungen gewesen wäre.

Der Türke. Der Herr Verstand redet ungemein weise, und deßwegen rechnete ich auch darauf, daß niemand die Sache des Henkers vertreten werde, der ihn zu erwürgen droht. In der That, Frankreich hat die Revolution durchgemacht, und ist weit genug hinein gerannt, um seine Freiheitsbäume mit reichlicher Verschwendung von Gut und Blut niederzureissen. Spanien hat seine Revolution durchgemacht, und der König von Spanien ist im Triumphe auf seinen Thron zurückgeführt, und die Grundsteine der Constitution sind in Stücke zerschlagen worden. Auch die Königreiche von Neapel und Piemont haben ihre Revolutionen versucht, und die wenigen Verzweifelten, die eine solche Pest verbreiten wollten, waren bald unterdrückt. Wo überhaupt dieses Unthier das Haupt erhob, da eilte man schnell von allen Seiten herbei, um ihm die Zähne auszubrechen, und daran that man sehr weise, weil der Brand eines Zimmers, wenn er nicht augenblicklich gelöscht wird, bald das ganze Haus ergreift. Wer konnte deswegen glauben, daß in einem Augenblicke die Gerechtigkeit, die richtige Einsicht und selbst der eigene Vortheil gänzlich verleugnet, und daß man sich bemühen werde, dieselbe Glut wieder zu entzün-

den, die man mit dem Schweiß und Blut von fünfunddreißig Jahren zu löschen gestrebt hatte? Wer konnte sich einbilden, daß die gekrönten Häupter Europa's sich so weit vergessen würden, selbst die Sansculottes zu unterstützen? mein werther Herr Verstand, sagen Sie mir, ob nur ein Quentchen Verstand in dem Entschluße, die Empörung der Griechen zu unterstützen, gefunden wird?

Der Verstand. Wahrhaftig, ich bin ganz verblüfft, und weiß mir nichts zu denken. Uebrigens möchte ich wissen, was die Politik dazu sagt, die ganz gewiß die Rathgeberin bei diesem Unternehmen war.

Die Feiheit. Wenn du mit der Politik sprechen willst, die kommt eben daher.

Der Verstand. Wo denn?

Die Freiheit. Da steigt sie eben aus einem Schiffe, und scheint von Navarin herzukommen.

Der Türke. Seht, wie sie erschöpft ist. Sie geht ganz gebückt, mit hängendem Haupte und den Schweif eingezogen einher, und sieht aus wie ein Kappuzinerbruder, der sein Schüßelchen zerbrochen hat.

Der Verstand. Es ist möglich, daß ich mich täusche, aber die arme Alte ist ganz gewiß daher gekommen, um ein künftiges Rühreі fertig zu machen.

Der Türke. Frau Politik, sagt uns frisch heraus, warum kommt ihr hieher, den Turban zu mißhandeln?

Der Verstand. Erklären Sie uns ein wenig Ihr Benehmen, weil es uns dünkt, als seyen Sie mit sich selbst in Widerspruch.

Die Freiheit. Ich genieße zwar Ihre Huld und Gnade, aber, die Wahrheit zu reden, scheint es mir doch auch, daß Sie sich etwas närrisch benommen haben.

Die Politik. Laßt mich Athem schöpfen, und ihr sollt alles hören. Rußland — —

Der Türke. Warum werdet Ihr so roth?

Die Freiheit. Warum zittert Ihre Stimme?

Der Verstand. Warum fehlen ihnen die Worte?

Die Politik. Rußland war es, welches ganz entschieden die Freiheit Griechenlands begehret hat.

Die Freiheit. Ah!

Der Türke. Ih!

Der Verstand. Oh!

Die Freiheit. Diese Macht, die am meisten zu verlieren hat!

Der Türke. Diese Macht, die am meisten Festigkeit und Energie bewies!

Der Verstand. Diese Macht, die sich so edel benahm, und so viele Einsicht zeigte!

Die Politik. Nun gut, gerade diese Macht bestand darauf, die Empörung der Griechen zu unterstützen, und es gab kein Mittel, ihr diesen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen.

Der Verstand. Was war denn aber das Motiv dieses unbegreiflichen Vorschlags?

Die Politik. Es gehört kein großes Talent dazu, um es zu begreifen. Unter dem Vorwande, Griechenland zu befreien, wollte es Rußland selbst wegnehmen, und es dann selbst in der Art protegiren, wie es England mit der sogenannten Republik der jonischen Inseln thut.

Der Türke. Das läßt sich hören, und der Gedanke scheint ganz verständig.

Die Freiheit. Ich möchte eher behaupten, daß Rußland eine aufrichtige Neigung zu mir gefaßt hat.

Der Verstand. Meine Freunde, haben Sie Geduld mit mir, aber dieses überzeugt mich gar nicht. Es ist schon lange her, daß sich Rußland damit ergötzt, sein Vesperbrod auf Kosten der Türken zu verzehren, und so hat es es auch dieselben abgeblattet, wie ein Kohlhaupt. Wäre ihm aber der Appetit gewachsen, so hätte es eben so gut das ganze in einem Bissen ohne viele Umstände und Vorwände hinabgeschluckt, und es hätte nicht nöthig, sich vor der Welt in die Kammerfrau der Freiheit umzuwandeln. Glauben Sie mir, der Eigennutz war nicht der eigentliche Rathgeber bei dieser Sache, und es hat noch ein anderer Satan seinen Schweif hinein gehängt.

Die Politik. Wer soll aber nach ihrer Meinung dazu gerathen haben?

Der Verstand. Der Geist der Revolution.

Die Politik. Wollen Sie behaupten, daß diese Metze sich auch in das Kabinet von St. Petersburg eingeschlichen habe?

Der Verstand. Sie wissen, daß ich sehr zurückgezogen lebe, und niemanden besonders kenne; allein verlassen Sie sich darauf, daß die Sache so ist, und daß jenes wackre und edelmüthige Rußland dießmal auch verrathen und betrogen wurde.

Der Türke. Ich wurde ja aber auch von den Engländern und Franzosen mißhandelt, und kann mir hier eben so wenig den Grund denken.

Die Politik. Was das betrifft, da kann ich Aufklärung geben. England ist auf Rußland eifersüchtig, und kann es nicht dulden, daß jenem die Klauen über Gebühr wachsen, und noch weniger, daß es in Griechenland festen Fuß fassen, und dann den andern auf die jonischen Inseln setzen könne. Darum hat es mittelst der schönsten Redensarten und Höflichkeiten dafür zu sorgen gewußt, daß es als Begleiterin Rußlands dieses gleichsam an der Leine laufen läßt, und eigentlich nur darum überall mit ihm hinzieht, um ihm die Hände zu halten.

Der Türke. Und Frankreich?

Der Verstand. Bei dem ist nicht viel zu errathen. Das Geschrei der Liberalen hat die Nation betäubt und dumm gemacht. Das Kabinet konnte oder wollte dem Strome nicht widerstehen, und so

haben sich auf der weißen Flagge der Bourbonen die Lilien in Roth und Blau verwandelt.

Der Türke. Und wie habt ihr euch denn bei dieser Geschichte eingerichtet, Frau Politik?

Die Politik. Ich habe gehandelt, geredet und mir das Gehirn in Stücken gerissen, aber aufrichtig gesprochen, jetzt weiß ich nicht mehr, wo hinaus.

Der Türke. Da wird es gut gehen. Wenn nun, nachdem die arme Frau Gerechtigkeit todt ist, auch die Politik den Kopf verliert, dann mag es einen hübschen Wirrwarr auf der Welt geben. Was haltet ihr davon, Herr Verstand?

Der Verstand. Ich sage, daß der Satan dießmal wilder tobt, als jemals, und daß jetzt die Zeit des Weheklagens beginnt. Wehe der Heerde, deren Hirt den Weg verloren, und wehe jetzt dem armen Europa, da seine Führer eine trügerische Bahn verfolgen. Ganz Frankreich wird in heller Glut aflodern, weil seine Herrscher nicht Muth, Geschick und Willen haben, sie zu löschen. England, welches seit mehreren Jahrhunderten mit der Freiheit im kindischen Muthwillen tändelt, wird zuletzt erkennen, daß man mit glühendem Eisen nicht ungestraft spielt. Doch Rußland, weil es sich erst im Kindesalter der Philosophie befindet, wird zwar die Kraft haben, der revolutionären Ansteckung Widerstand zu leisten; nichtsdestoweniger wird es auf seine Kosten lernen müssen, daß man das, was

man im eigenen Hause nicht will, auch nicht im fremden thun dürfe. Zuletzt wird wohl die Welt wieder zum Frieden und zur Ordnung zurückkehren, weil sie zur Ordnung erschaffen wurde; allein, bevor sie zu diesem Ziele gelangt, wird sie ein Meer des Elendes, der Qual und des Blutes durchschreiten müssen.

---

## Drittes Gespräch.

### Der Teufel, Napoleon und eine große Anzahl Franzosen.

Der Teufel. Sachte, sachte! nur wenige auf einmal! Potz tausend, ihr kommt ja zu tausenden herunter! Doch habt keine Sorge, daß ihr nicht alle Platz fändet. Habt ihr euren Paß?

Ein Franzose. Wir haben bloß einen Geleitsbrief, weil es an Zeit gebrach, die Papiere in gehöriger Form auszufertigen.

Der Teufel. Da liegt wenig daran; hier unten sind wir nicht so ängstlich wegen der Regelmässigkeit, und wer einem Gunst erweis't, der ist Herr. Doch woher des Landes?

Ein Franzose. Aus Frankreich.

Der Teufel. Bravissimo, das Land ist unser alter, treuer Bundesgenosse. Es heißt zwar das allerchristlichste Reich, wenn aber alle Christen von

solchem Schlage wären, so machte uns das Christenthum wenig Furcht. Gebt mir euer Schreiben.

Ein Franzose. Hier. O wehe, o wehe.

Der Teufel. Was gibt's denn?

Ein Franzose. Ich habe mir die Finger verbrannt.

Der Teufel. Ei das ist nichts, mir schwitzt die Hand nur ein wenig. Die dummen Jungen bilden sich ein, es seyen lauter Possen, die ihnen der Pfarrer vorgemacht habe, sie werden's aber schon merken, wie's in der Hölle zugeht. — Wer hat das Schreiben aufgesetzt?

Ein Franzose. Die Freiheit.

Der Teufel. Desto besser; das ist die treueste und liebste Freundinn des Teufels. Sonst besorgten der Geitz, die Schwelgerei und die verschiedenn andern Todsünden dienstfertig unsere Recrutirung; doch jetzt haben wir es nicht mehr nöthig, mit so vielen Dienern unsere Verbindung zu unterhalten. Die Freiheit handelt und wirkt für alle, und das brave Kind versteht sich auch meisterlich auf alles. Theuerste, liebste Freiheit, daß du gesegnet seyn mögest von dem gesammten Hause und Geschlechte des Teufels! Doch les't mir das Schreiben, weil ich meine Augengläser nicht bei der Hand habe.

Der Franzose.„ Geliebter Herr Satan! Endlich „habe ich meine Bande zerrissen, die Restauration „ist in Rauch aufgegangen, und die bigotte Linie

„der Bourbone hat ihre Legitimität ins Felleisen „gesteckt, und ist in fremde Länder gezogen, um „dort vom Allmosen zu leben. Ich gebiete in Frank„reich, und von da aus werde ich meiner Gewohn„heit nach meine Pest durch alle Welttheile verbrei„ten. In kurzer Zeit sollt ihr große Dinge von „mir hören, und euch nicht über mich zu beklagen „haben. Inzwischen sende ich euch hier einige Tau„sende Franzosen als Handgeld meiner künftigen „großmüthigen Leistungen. Behandelt sie gut und „röstet sie besser, als andere, weil sie die ersten „Früchte meiner neuen Sprößlinge, und die Helden „der drei glorreichen Tage sind. Lebt wohl, mein „theuerer Vater und Gebieter;

Der Teufel. Zweifelt nicht, daß ich alle Aufmerksamkeit für euch haben, und euch nach euren Verdiensten behandeln werde. Tausend Sapperment so geht es also bei meinen lieben Franzosen zu! Was ist denn aber an dem ganzen Mischmasch, und wie verhält es sich denn mit den glorreichen Tagen?

Der Franzose. Was, ihr wißt davon nicht?

Der Teufel. Seht, meine Freunde, ich habe wohl ein ganz tolles Flüstern und Sumsen droben in euerem Frankreich vernommen, weil ich aber weiß, wie denn die Sachen gewöhnlich bei euch ausgehen, habe ich mich schnell damit beschäftigt, die Gemächer herzurichten, und habe nicht weiter daran gedacht, Erkundigungen einzuziehen.

Der Franzose. Wir haben Karl den zehnten vom Throne gestoßen, und ihn mit seiner ganzen Familie verbannt.

Der Teufel. Das behagt mir. Das Volk wollte sich gar nicht zu uns halten, und ihr habt wohl gethan, so mit ihnen umzuspringen. Doch gab es in der That noch eine bessere Manier.

Der Franzose. Und welche?

Der Teufel. Sie aus der Welt zu schaffen. Ist doch das Messer der Franzosen immer von dem Blute ihrer Könige geröthet gewesen!

Der Franzose. Man glaubte aber so einen gewissen Schein retten zu müssen.

Der Teufel. Laßt es, laßt es, es liegt auch wenig daran. Habt ihr Karl den zehnten nicht gemordet, so werdet ihr einen andern morden. — Wer macht denn aber jetzt den König in Frankreich?

Der Franzose. Louis-Philipp von Orleans.

Der Teufel. Der Sohn von jenem Schelmen Egalité?

Der Franzose. Herr Teufel, sprecht mit Achtung von dem König der Franzosen!

Der Teufel. Dumme Jungen, stoßt euch daran nicht, das ist pures Wohlwollen. Seine Familie ist seit langerzeit mit unserer Heimath durch's Bürgerrecht eng verbunden, und Louis-Philipp, der Alte, befindet sich hier bei uns schon seit siebenunddreißig Jahren. Darum setzen wir auch auf diese Leute alles Vertrauen.—Wie seltsam aber doch die

Dinge auf der Welt gehen! Dieser arme Egalité that so vieles, um König von Frankreich zu werden, ohne dazu zu gelangen, und jetzt, da er in der Hölle hauset, ist sein Sohn doch zu der Herrschaft gekommen. Die Ermahnungen des Vaters werden eben doch bereits gefruchtet haben.

Der Franzose. Wann war denn das, daß der Herzog von Orleans Lust hatte, König von Frankreich zu seyn?

Der Teufel. Zur Zeit der Republik. Ihr andern wart damals noch Kinder, und könnt euch jener Karnevalsstreiche nicht mehr erinnern, allein dort gab es wahrhaftig lustige Zeiten, und wir wollen hoffen, daß sie wiederkehren, wenn sich die Freiheit nicht täuscht. Damals that jener Erznarr Egalité alles mögliche, um auf den Thron zu springen, und es gelang ihm auch, seine Hände im Blute seines königlichen Herrn zu baden; allein, da der arme Mensch ein eben so großer Hasenfuß als Verbrecher war, so mangelte ihm der Muth, der zu einem solchen Unternehmen erforderlich war, und statt des Reiches erschnappte er bloß die Guillotine.

Der Franzose. Und was sprach man denn damals von dem jungen Louis-Philipp?

Der Teufel. Damals trat er Schritt für Schritt in die Fußstapfen des Vaters, er hatte die Unverschämtheit, gleichfalls den Namen Egalité anzunehmen, und obgleich er damals noch in die

Hosen pißte, so dürft ihr euch doch darauf verlassen, daß er schon daran dachte, auf den Thron hinauf zu klettern. Wie es jetzt mit ihm ist, weiß ich nicht, weil ich seit langer Zeit keine Nachrichten mehr von ihm habe. Deswegen will ich auch mein Gewissen durch üble Nachrede nicht belästigen.

Der Franzose. Damit genug; die Franzosen haben es ihm zureichend deutlich erklärt, daß es, geht er nicht gerade aus, nur um so schlimmer für ihn seyn wird.

Der Teufel. Was das betrifft, so hege ich durchaus keinen Zweifel. Seine Majestät Egalité, wie der wohlselige Bürger Egalite, wird bald zureichende Proben von der aufrichtigen Herzlichkeit der Franzosen erhalten, und bald hieher kommen, um bei uns frische Luft zu schöpfen. Dann mag er sich im Schatten mit seinem Herrn Vater und mit Seiner Majestät dem Kaiser und König belustigen.

Der Franzose. Apropos, wir wollten dem Kaiser Napoleon auch unsere Aufwartung machen.

Der Teufel. Zweifelt nicht daran, daß er in wenigen Augenblicken hier seyn wird, weil er immer schnell herbeikommt, sobald er einen gerösteten Franzosen riecht. Seht, da ist er schon.

Der Franzose. Majestät!

Napoleon. Guten Morgen! Wie gehts in Frankreich?

Der Franzose. Wir haben wieder eine Revolution gemacht. Karl der zehnte ist herunter, und Louis-Philipp sitzt auf dem Throne.

Napoleon. Tölpel! Wenn ihr einen König haben mußtet, so war der eure der beste von allen.

Der Franzose. Karl der zehnte hatte aber die Karte verletzt.

Napoleon. Das glaube ich nicht; übrigens ist ein König Herr der Karte uud alles anderen.

Der Franzose. Das sind die Worte des Despotismus.

Napoleon. Keineswegs, es sind die Worte der Nothwendigkeit, welche die Beherrscherin aller Könige, wie aller Reiche ist. Die Pflicht des Chirurgen besteht darin, daß er seinen Kranken heile, und darum schneidet er ihm im betreffenden Falle den Arm oder das Bein ab. So ist es auch die Pflicht des Königs, sein Volk gut zu regieren, und dieser Pflicht gegenüber sind alle Karten eitel Staub und Rauch.

Der Franzose. So wäre also die Treue im Worthalten. — — —

Napoleon. Sie ist wechselseitig oder gar nichts. In jedem Augenblicke brechen die Völker ihre Treue, verschwören sich gegen ihre Fürsten, trachten ihnen nach dem Leben, und dennoch sollen die Könige überall und immer durch einen Papierlappen gebunden und gefesselt bleiben! Das ist purer Wahnsinn!

Der Franzose. Aber es hat doch niemand die Freiheit, seinen Vertrag zu brechen; und die Karte war ein Vertrag, welchen die Bourbone in Frankreich aufrecht erhalten mußten.

Napoleon. Das ist nicht wahr. Die Karte war ein Geschenk, aber kein Vertrag. Wo geschah es denn, daß sich Frankreich vereinigte, um zu einem Abschluß mit seinem Könige zu kommen? Und was hat denn das französische Volk in der gleichen Beziehung auf die Karte seinem Könige eingeräumt?

Der Franzose. Den Gehorsam und die Treue.

Napoleon. Keineswegs, denn die Franzosen waren den Bourbonen auch ohne Karte Treue und Gehorsam schuldig, und eben deswegen ist die Karte kein Vertrag, sondern ein Geschenk Ludwig des achtzehnten.

Der Franzose. In keinem Falle wenigstens kann jemand sein Geschenk zurücknehmen.

Napoleon. Doch! man darf allerdings sein Geschenk zurücknehmen, wenn es mit Undank belohnt wird, und wenn es allen zum Schaden gereicht. Wenn einer toll wird, so muß man ihm die Waffen wegnehmen, die man ihm geschenkt hat.

Der Franzose. Karl der zehnte hat aber geschworen, die Karte zu beobachten.

Napoleon. Kanaillen, ihr wißt nicht, in wessen Namen man schwört, und beruft euch auf die Heiligkeit des Eides! Der Schwur kann nie zum Ver-

brechen verpflichten, und ein verbrecherisches Unrecht wäre es gewesen, wenn man ganz Frankreich ruhig hätte in Flammen aufgehen lassen, um den verderblichen Geist einiger weniger zu unterstützen.

Der Franzose. Wir glaubten in Eurer Majestät einen Feind der Bourbone zu erblicken, und finden nun den Sachwalter derselben.

Napoleon. Thoren! ich liebte nur mich selbst, aber ich haßte nicht die Bourbone. Einen ließ ich der Politik wegen morden, doch alle hätte ich gemordet, wie ich alle Monarchen des Weltalls zur Schlachtbank geführt hätte, wäre ihr Tod durch mein Interesse geboten worden. Allein ich haßte sie nicht. Mein Herz kannte weder Liebe noch Haß, ich athmete nur Stolz und Ehrgeitz. Und mit diesen habe ich Europa verwüstet, und beinahe alle französischen Frauen zu Wittwen gemacht. Ich war der Tyrann Frankreichs, nicht aber Karl der zehnte, der rechtmäßige Erbe von neunundsechzig rechtmäßigen Königen; und mich, nicht ihn mußtet ihr vom Throne stoßen, wenn ihr eben so kühn gewesen wäret, als ihr thöricht und treulos seyd.

Der Franzose. Majestät, wir glaubten nicht, daß ihr auf dem Bette Ludwig des Großen gestorben wäret.

Napoleon. Feiglinge! Der Zorn des Himmels und die Waffen der Verbündeten haben mich aus Frankreich vertrieben, doch nicht die Kühnheit und die Rache der Franzosen. Ich habe euch ge-

braucht als eine Geißel für die Welt, wie Samson sich des Eselskinnbackens bediente, um die Philister zu schlagen. Ich habe euer Land in Verzweiflung gestürzt, ich habe euere Reichthümer vergeudet, ich habe euer Blut vergossen, ich habe eure Rechte verachtet, euer Weheklagen verspottet, und ihr habt den Staub meiner Füße geküßt; ihr habt bei meinem Anblicke im innersten Marke gebebt, und noch immer erbleicht und zittert ihr bei dem Klange meines Namens. Und nun, einem milden Greise gegenüber, der euch wie ein Vater regiert, der nichts im Herzen trägt, als den Wunsch der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wohlfahrt seiner Franzosen — diesem gegenüber zeigt ihr euch jetzt kräftig, trotzig und eifernd für eure papierne Rechte! Doch wenn der Fluch des Ewigen einen zweiten Napoleon auferstehen ließe, so würde Frankreich schnell wieder in eine Herde geduldigen Viehes, und die Franzosen in eine plattgeschlagene Münze und in ein zahmes Futter für die Kanonen umgewandelt seyn.

Der Franzose. Sire, als es euch gefiel, Kaiser der Franzosen zu seyn, war diese bittere Sprache euerm Munde fremd.

Napoleon. Niederträchtige! Stets habe ich euch verachtet, ohne mich zur Verstellung herabzuwürdigen. Ja, wenn ihr zu meinen Füßen lagt, konntet ihr das Lächeln des Hohns auf meinen Lippen sehen, wenn ihr euch erkühnt hättet, nur ein-

mal den Blick zu meinem Antlitze zu erheben. Aber der Sclave wagt es nicht, seinem Herrn in's Gesicht zu schauen, und Frankreich ist nur gegen die Verirrungen seiner legitimen Könige hochmüthig und unerbittlich.

Der Franzose. Euch, der ihr uns mit Ruhm bedecktet, konnten wir manches nachsehen; aber wir wollten nicht dulden, daß ein schwacher Alter die Constitution verletze, und straflos unsere Rechte mit Füßen trete.

Napoleon. Da lügt ihr, denn Karl der zehnte hat nimmermehr die Constitution Frankreichs verletzt.

Der Franzose. Ihr spracht ja eben selbst von Verirrungen.

Napoleon. Der Irrthum ist das Erbtheil der Menschen; allein er darf nicht mit Verrath und Teubruch verwechselt werden. Ich weiß nicht, ob etwa die Politik euers Königs einen Fehltritt gethan, allein ich bin überzeugt, daß Karl der zehnte die Constitution Ludwig des achtzehnten nicht verletzt hat.

Der Franzose. Majestät, ihr wart im Leben ein stäter Verrächter aller Gesetze und Gerechtigkeit, und wer soll euch denn jetzt die Weisheit verliehen haben, über das Recht und den Streit der Völker zuentscheiden?

Napoleon. Der Tod! droben auf der Welt habe ich vom Aufgange bis zum Niedergange, und von Mitternacht bis zum Mittag nichts geschaut und beachtet, als mich selbst. Doch abgeschieden

von der Erde, wo immer man auch seyn möge, sieht man die Wahrheit. — Zeigt mir aber diese thörichte Karte her, die aus diesen teuflischen Vorrathskammern der Welt zugeschoben wurde, um den trostlosen Zustand der Menschheit zu verlängern, und sagt mir, welcher Artikel von euerm Könige verletzt worden sey?

Der Franzose. Karl der zehnte hat die Preßfreiheit im Widerspruche mit dem achten Artikel zu vernichten gestrebt.

Napoleon. Ihr lügt. Dieser Artikel gewährt den Franzosen die Freiheit, ihre Narrheiten und Ruchlosigkeiten öffentlich erscheinen zu lassen, indem sie sich jedoch den Repreßivgesetzen gegen den Mißbrauch dieser unbesonnenen und unseligen Freiheit zu fügen haben. Nun hat aber das Edict Karl des zehnten die Preßfreiheit nicht aufgehoben, sondern nur dafür gesorgt, daß die Zügellosigkeit etwas beschränkt, und einer Flamme von Gift und zischenden Pechs gewehrt werde, welche rasch um sich fraß, und die ganze Welt zu entzünden droht.

Der Franzose. Ferner wollte er sich zum Tyrannen aufwerfen, und die National Repräsentation unterdrücken, indem er die Deputirtenkammer auflös'te.

Napoleon. Der Artikel 50 der Karte hatte ihm ja diese Gewalt verliehen.

Der Franzose. Wohl, aber er hatte schon eine eine andere Kammer drei Monate früher aufgelös't.

Napoleon. Die Karte beschränkte des Königs Willen keineswegs, sie, so oft er wollte, aufzulösen.

Der Franzose. Allein Karl löste diese Kammer schon vor der ersten Session auf.

Napoleon. Ziegt mir einen Artikel, durch welchen ihm dieses wäre untersagt gewesen.

Der Franzose. Dieses Verbot ist zwar nicht wörtlich ausgedrückt, allein es versteht sich für den gesunden Menschenverstand von selbst, und wenn die Karte dem Könige die Macht eingeräumt hätte, eine Kammer nach der andern aufzulösen, ohne sie zum Worte kommen zu lassen, so hätte sie den königlichen Despotismus begünstigt, aber keineswegs die Rechte des Volks, und in dieser Weise hätte die Constitution sich selbst vernichtet.

Napoleon. Sagt vielmehr, daß die Constitution, indem sie dem Könige diese Befugnis läßt, ihm die gesetzliche Kraft gibt, eine, mit der zweckmäßigen Regierung des Staats unverträgliche, und aus frechen und aufrührerischen Deputirten zusammengesetzte Kammer niederzudrücken. Eben, weil die Deputirten der ersten Kammer als widersetzliche Gegner des Königs erkannt und erprobt waren, hatte dieser, um sich von ihrer Bosheit zu befreien, die vorige Kammer aufgelöst. Sie nun wieder von neuem wählen, das war offenbar das Werk der Intrigue und das Aeusserste der Frechheit. Ueberdieß war diese Wahl der Entlassenen dem Geiste der Constitution gänzlich entgegen, eben weil die Karte

dem Könige das Recht der Auflösung einräumte, nur, damit eine andere zusammen trete, nicht aber, damit die alte, nämliche, und zwar noch hochmüthiger und widerspenstiger, als zuvor sich versammle. Soll nun der gesunde Menschenverstand einmal zur Auslegung eines Artikels dienen, so muß er auch bei allen andern gelten.

Der Franzose. Karl mußte die Karte nach ihrem Wortlaute befolgen, hatte aber kein Recht, sie willkührlich auszulegen.

Napoleon. Und in gleicher Weise mußte Frankreich dieselbe befolgen, und hatte kein Recht, sich gegen die dem Könige gebliebene Befugniß, die Kammer nach seinem Dafürhalten aufzulösen, zu empören.

Der Franzose. Es ist aber augenscheinlich, daß die Karte hier eine Lücke hat, und der Vervollkommnung bedurfte.

Napoleon. Mag es seyn, allein jede Ergänzung der Karte stand dem Könige zu, der sie gegeben hatte, und in der Zwischenzeit mußte Frankreich sie in der Art beobachten, wie es sie von der freiwilligen Großmuth seines Königs erhalten hatte.

Der Franzose. So hätte auch der König die Kammer beibehalten können, wie Frankreich sie ihm gegeben hatte.

Napoleon. Dazu war er weder verpflichtet, noch konnte er es thun ohne Erschütterung, und selbst ohne Gefahr für Frankreich. Hatte diese Kammer nicht die Absicht verrathen, den König zu unterjo-

chen, hatte sie nicht mit unverschämter Frechheit die Entlassung des Ministeriums gefordert, das der königlichen Sache treu ergeben war, und würde sie nicht, hätte der König sich dieser Uebermacht, der Kammer, nicht schmiegsam gebeugt, die Bewilligung aller Auflagen verweigert haben?

Der Franzose. Der Artikel 47. verbürgte der Kammer das Recht, die Auflagen zu bewilligen oder zu verweigern.

Napoleon. So ist's. Allein eine Regierung ohne Geld und geregelte Finanzen vermag nicht einen Tag lang zu bestehen, und der Kammer das Rechte einräumen, alle Auflagen zu verweigern, war eben so viel, als wenn die Karte ihr die Macht verliehen hätte, den Thron umzustürzen und die Monarchie zu vernichten. Darum bedurfte dieser Artikel 47. durchaus einer Reform; und ohne die Reform dieses Artikels durfte man auch das unbeschränkte Recht des Königs, die Kammern, wann und wie es ihm gut dünkte, aufzulösen, nicht reformiren.

Der Franzose. Sey es immerhin mit der Auflösung der Kammer, wie ihr wollt; allein das dritte königliche Edict war doch offenbar eine Verletzung der Karte, indem es wahrhaft tyrannisch das Gesetz der Deputirtenwahl zerstörte, und ein anderes, despotisches Gebot an dessen Stelle setzte.

Napoleon. Das ist wieder unwahr, daß durch dieses Edict das Wahlgesetz zerstört wurde. Es mo-

dificirte jenes Gesetz bloß mittelst Verordnungen, welche der Ruhe und Sicherheit des Staates angemessen waren, ohne jedoch auch nur eine der, durch die Karte vorgeschriebenen Bedingungen zu verletzen. Und die Gewalt dazu war dem Könige durch den Artikel 14. verliehen, und der König hatte auch schon bei einer andern Veranlassung ohne Klage und Widerrede von dieser Gewalt Gebrauch gemacht.

Der Franzose. Eben diesen Artikel hat der König mißbraucht, und deswegen wurde er auch in der neuen Karte reformirt und beschränkt.

Napoleon. Gut, und damit allein schon habt ihr das Verbrechen eurer Revolution anerkannt. Hätte die Karte Ludwig des achtzehnten diese Gewalt dem Könige nicht eingeräumt, so bestand nicht die geringste Nothwendigkeit, ihn aus der Karte Louis-Philipps zu streichen, und man mußte ihn dann gerade als ein ewiges Zeugniß für den Treubruch Karl des zehnten in der neuen Karte belassen.

Der Franzose. Dieser Artikel wurde nur deswegen reformirt, um jede mögliche Zweideutigkeit zu entfernen, und damit sofort eine willkührliche Auslegung durchaus nicht mehr stattfinden könne.

Napoleon. So war er also doch wenigstens dunkel und zweifelhaft, und ihr habt ihn als einen solchen eben durch euere übereilte Reform für alle Nachkommenschaft anerkannt. Nun war aber die Karte ein Geschenk des Königs; die Artikel derselben ließen entweder keine Auslegung zu, oder sie

durften nur von dem Könige, als dem Ursprung der Karte selbst, erläutert und ausgelegt werden, und so hatte auch der König diese Dunkelheit der Karte in der Art erläutert, wie es der Sicherheit und dem Frieden Frankreichs entsprach. Darauf habt ihr den König vom Throne gestoßen, und die Minister unter der Anklage Meineides und der offenbaren Verletzung der Karte verurtheilt, alsdann aber dieses vorgebliche Verbrechen des Königs und der Minister wieder aufgehoben, indem ihr vor dem Angesichte der ganzen Welt erklärtet, daß die Karte dunkel gewesen, und Veranlaßung zu verschiedener Deutung gegeben habe. Da seht ihr die treffliche Uebereinstimmung eurer Revolution und den reinen gesunden Sinn eurer glorreichen Tage.

Der Franzose. Aber Majestät — — —

Napoleon. Schweigt, ihr Menschen ohne Kraft, und begnügt euch, Schurken zu seyn, ohne auf den Ruhm vernünftiger Leute Anspruch zu machen.

Der Franzose. Ihr seyd aller Orten derselbe Napoleon! immer der alte Zerstörer aller Volksrechte und nach den eisernen Gewaltthätigkeiten der Tyranney lüstern.

Napoleon. Und ihr Franzosen, mit dem stäten Mißbrauche der Freiheit, mit euerm, im Blute eurer Könige gebadeten Händen, werdet in allen Zeiten die glänzendste Rechtfertigung jedes Despotismus bleiben.

Der Teufel. Bravo, bravissimo ihr Jungen! so gefällt es mir. Wer nicht gelernt hat, nur einen Augenblick auf der Welt im Frieden zu leben, soll nicht darauf rechnen, im Hause des Teufels den Frieden zu finden. Inzwischen begebt euch in euere Gemächer, und beginnt den Genuß einer Landlust, die etwas lange währen wird. Ihr, Meister Napoleon, geht, um euch an dem Lohne eurer Tiranney zu ergötzen, und ihr Freiheitshelden macht euch daran, die Früchte eurer glorreichen Tage einzuerndten.

## Viertes Gespräch.

### Die Welt, der Krieg, die Mäßigung, und die Legitimität.

Die Welt. Seit mehreren Monaten schon klopfe ich hier an, und noch immer hört er nicht. Und gewöhnlich genügt doch der leiseste Hauch, um ihn zu wecken. Krieg! Krieg! erhebe dich doch, es ist wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren.

Der Krieg. Pack dich fort, und laß mich in Frieden! Zum Teufel, ihr solltet mich doch ein wenig schonen. Ich arbeite mich ganze Jahrhunderte lang müde, ohne einmal Athem zu schöpfen, und jetzt, wo die Welthändel in Ordnung sind, kann man mich wohl einen Augenblick ruhen lassen.

Die Welt. Nein, vortrefflicher Herr, das kann man nicht. Wenn der Tag des Gerichts vorüber ist, dann magst du dich nach deiner Lust und Bequemlichkeit erhohlen, jetzt aber komme heraus, und verliere keine Zeit.

Der Krieg. Nun, da bin ich denn. Wer begehrt mich aber?

Die Welt. Ich begehre dich, die Welt, die deiner dringend bedarf.

Der Krieg. Nun, das ist allerliebst! Man sagt immer, daß der Krieg die Welt ruinire, und jetzt kommt die Welt selbst, um den Krieg zu verlangen.

Die Welt. Was ist zu thun? Ein armer Kranker muß, um sich zu heilen, selbst bei dem Gifte Hilfe suchen.

Der Krieg. Fühlst du dich nicht wohl?

Die Welt. Schlimmer, als unwohl. Ich bin ruinirt, zerfleischt und zerrissen, wie ich es noch nie gewesen.

Der Krieg. Wer hat dich denn in diesen Zustand versetzt?

Die Welt. Die Revolution.

Der Krieg. Donnerwetter! Die ist freilich alles fähig, und verdirbt mehr in einem Tage, als der Krieg in zehen Jahren. Sage mir aber nur, wo sich dieses Scheusal wieder gezeigt hat?

Die Welt. Zuerst, wie gewöhnlich, in Frankreich, und von da aus hat sie sich wie ein Blitz beinahe durch ganz Europa verbreitet. Belgien hat sich empört, Polen hat sich empört, die Schweitz, Sachsen und ein halbes Dutzend deutscher Ländchen sind nachgefolgt.

Denke dir, sogar die Tölpel Italiens sind durch dieses Schlangengift toll geworden. Modena hat sein Revolutiönchen gemacht, Parma hat es gemacht, und zuletzt haben die Spitzbuben von Bologna das ihrige gleichfalls gemacht.

Der Krieg. Was sagst du mir da? Ja, wenn es so steht, dann sehe ich ein, daß ich mich in Kurzem werde in Bewegung setzen müssen.

Die Welt. In Kurzem? Vielmehr auf das schleunigste, und ohne nur eine Sekunde zu verlieren. Die Revolutionen sind gleich den Flammen, denen man die Zeit nicht lassen darf, sich auszubreiten. Laßt ihr dem Feuer Raum, so ist alles verloren, und das Haus liegt in Asche. Jetzt sind die französischen Rebellen noch ungewiß und durch ihr eigenes Verbrechen betäubt, die guten und ihrem rechtmäßigen Könige treuergebenen Franzosen dagegen sind bereit, das Recht zu unterstützen. Die Armee, die Regierung und die Verwaltung sind grösten Theils in den Händen von Anhängern Karl des Zehnten, und überhaupt ist ganz Frankreich über die Gewalt einiger Lasterhaften oder Thoren empört, welche sich das Recht anmaßen, es von neuem in's Verderben zu stürzen. Greift man nun aber nicht schnell zu wirksamen Mitteln, so wird sich die revolutionäre Regierung befestigen, die Stellen im Militär und Civildienst werden den Rebellen zufallen, die Anhänger des legitimen Königs werden entmuthigt oder verführt werden, Frankreich wird durch Schmeichelei oder Gewalt endlich dahin gebracht werden, sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen, und die Revolution, die man jetzt, wo sie noch ein Kind ist, so leicht ersticken könnte, wird stark und groß werden, und man wird sie entweder gar nicht

mehr, oder nur mit einem neuen Meere von Blut unterdrücken können.

Der Krieg. Du hast ganz recht, so wird es geschehen.

Die Welt. Ueberdieß weißt du wohl, daß man ohne Geld keinen Krieg führen und keine Regierung erhalten kann, und daß Frankreich deswegen gleich von vorne herein mit einer Plünderung bedroht ist. So flößt also die Revolution jedem, der etwas hat, Furcht ein; und die Anhänger aller Partheien sind im Stillen darin übereinstimmend, daß sie ihr Geld verheimlichen und in Sicherheit bringen. Damit verschwindet aber der Handel, der Kredit sinkt, das Vertrauen geht verloren, und heute schon vermöchte Frankreich sich kein Darlehen von einem Thaler zu verschaffen, wenn] es auch sein dreifarbiges Panier als Pfand einsetzte. Die frühere Revolution hatte sich durch ihr Papiergeld, Assignaten genannt, erhalten, die, mit Recht oder Unrecht, durch die unermeßliche Masse von Nationalgütern, die sämmtlich verkauft wurden, eine Fundirung hatten. Heutiges Tags gibt es aber keine Nationalgüter mehr, und Papiergeld wäre nur noch dazu gut, um Kaviar darein zu wickeln. Man muß demnach Frankreich jetzt, wo es ohne Geld und Kredit ist, angreifen, und ihm nicht gestatten, sich wieder fest auf die Beine zu stellen.

Der Krieg. Ganz richtig.

Die Welt. Ueberhaupt gleicht die Revolution zuletzt der Sünde, die ebenfalls bei'm ersten Anblicke durch ihre natürliche Häßlichkeit bei jedermann Abscheu erregt, die aber, wenn man statt sie zu bekämpfen, Vertrauen zu ihr faßt, damit endet, daß sie alle zu Dienern gewinnt. Als die erste Revolution Frankreichs ausbrach, war nicht eine Parthei in meinem ganzen Gebiete für sie; Die Franzosen waren allgemein verabscheut, und wenn man die Kinder einschüchtern wollte, so nannte man sie statt des Teufels und des Popanz. Unmerklich gelang es ihr aber die Köpfe zu verwirren; der Geist der Revolution drang in alle Winkel, und du weißt, was erforderlich war, mich wieder in Ordnung zu bringen. So ist auch jetzt der beste und größte Theil derer, die auf meinem Rücken herumtrampeln, gegen diese neue Gewaltthat erbittert, und wünscht mit ganzem Herzen, daß sie schnell unterdrückt werden möge. Geschieht dieses aber nicht rasch, so werden die Franzosen diese Freiheitspest in allen Winkeln der Erde verbreiten, sie werden einen grossen Theil der Völker durch den Reitz der Zügellosigkeit, durch Verheißungen und Lügen verführen, und zuletzt wird wieder die eine Hälfte der Welt gegen die andere in Waffen stehen müssen.

Der Krieg. Du hast vollkommen Recht, und es ist kein Augenblick hier zu versäumen; ich gehe sogleich, um meine Stiefel anzuziehen, und dich ohne Zögern zu begleiten. — —

Die Mäßigung. Halt, und rühre dich nicht von der Stelle!

Die Welt. Was willst du?

Der Krieg. Wer bist du?

Die Mäßigung. Ich bin die Mäßigung.

Der Krieg. Und ich, der Krieg, habe niemals mit dir etwas zu schaffen. Gehab dich wohl.

Die Mäßigung. Halt, sag ich dir, weil ich von höherer Auctorität abgesendet bin.

Die Welt. Von wem bist du gesendet?

Die Mäßigung. Von den alliirten Mächten.

Der Krieg. Jetzt verstehe ich dich; sie haben dich geschickt, um mich rufen zu lassen. Ich weiß schon alles, und eile, ihnen zu dienen.

Die Mäßigung. Gerade das Gegentheil von dem allen findet statt, und du darfst dich nicht von hier entfernen, weil es keinen Krieg mehr gibt.

Der Krieg. Nicht?

Die Welt. Wie so?

Die Mäßigung. Jawohl, es gibt keinen Krieg mehr, und du, Herr Krieg, bist jetzt außer Dienst.

Der Krieg. Hat etwa die Revolution ihren Abschied genommen?

Die Mäßigung. Gott bewahre!

Die Welt. Ist Karl der Zehnte auf seinen Thron zurückgekehrt?

Die Mäßigung. Keineswegs.

Die Welt. Hat der König von Holland Belgien wieder errobert?

Der Krieg. Hat sich Polen unterworfen?

Die Welt. Ist die Sache der Fürsten vollkommen gesichert?

Der Krieg. Sind alle Welthändel friedlich geschlichtet?

Die Mäßigung. Nichts von dem allen ist geschehen. Die Revolution ist frecher, als jemals, die Empörer triumphiren aller Orten, die Sache der Könige schwebt auf der Spitze, droht immer vom Abgrund verschlungen zu werden, und die Welthändel sind überhaupt auf's Halsbrechen eingerichtet. Doch können die Souveräne bei allem diesen keinen Krieg beginnen.

Die Welt. Und warum denn nicht?

Die Mäßigung. Weil es ihnen durch die „Nicht-Intervention" verwehrt ist.

Der Krieg. Wer ist denn dieser alberne Zieraffe, der sich anmaßt, den Königen die Hände zu binden, und die Welt im Durcheinander zu erhalten?

Die Mäßigung. Sprecht mit Achtung, denn es ist eine angesehene Person.

Die Welt. Mit einem Worte, wer ist es denn?

Die Mäßigung. Es ist die Tochter der französischen Revolution.

Die Welt. Erkläre dich etwas deutlicher, denn ich verstehe dich noch nicht.

Die Mäßigung. Frankreich hat erklärt, daß es jedermann frei stünde, sich zu empören, und daß niemand den rechtmäßigen Fürsten gegen ihre aufrührerischen Untherthanen beistehen dürfe. Dieß und nichts anders ist nun das Prinzip der Nicht-Intervention.

Der Krieg. Eine wahre Kleinigkeit! Und die Fürsten haben dieses Prinzip anerkannt und gebilligt?

Die Mäßigung. Versteht mich recht! daß eine eigentliche, ausdrückliche und unterschriebene Gutheißung statt gefunden, glaube ich kaum; inzwischen stimmt Frankreich einen hohen Ton an, verkündigt dieses sein Prinzip, bedroht jeden, der es verletzen wollte, und wenn die Fürsten die Nicht-Intervention nennen hören, ziehen sie demüthig die Mütze ab.

Der Krieg. Das ist wirklich zum Lachen. Wenn mir ein Spitzbube mein Haus niederreißt, und ich rufe am Fenster um Hilfe, darf also mein Nachbar nicht herbei kommen, um mir zu helfen. Wenn ein verrätherischer Knecht mich zu morden droht, müssen meine Blutsverwandten und Freunde es ruhig geschehen lassen, daß man mich mordet, und dürfen mir nicht beispringen?

Die Mäßigung. So ist's. Jeder hilft sich selbst, so gut er kann, allein das Interveniren findet nicht mehr statt.

Die Welt. Sage mir doch noch ein Wörtchen. Glauben es denn die Fürsten oder glauben

sie es nicht, daß sie kraft eines Rechts, welches ihnen der Wille und die Gnade Gottes eingeräumt, die rechtmäßigen Oberherrn ihrer Völker seyen?

Die Mäßigung. Mit Ausnahme Louis-Philipps glauben es alle übrige.

Die Welt. Wissen sie, oder wissen sie es nicht, daß man sich in der menschlichen Gesellschaft nicht nur beispringen darf, sondern muß, daß die Schwachen berechtigt sind, den Schutz der Stärkern anzusprechen, und daß der Starke durch das Naturgesetz verpflichtet ist, sich jeder ungerechten Unterdrückung des Schwachen zu widersetzen?

Die Mäßigung. Ja wohl, sie wißen es.

Die Welt. Erkennen sie, oder erkennen sie nicht, daß die Sache eines Königs die Sache aller ist, und daß, was man auch heuchlerisch plaudern möge, die Revolution von Frankreich alle Länder zu durchdringen strebt, und alle Throne umzustürzen droht?

Die Mäßigung. Ja, sie erkennen es.

Die Welt. Wie können sie sich also jemals einem Grundsatze fügen, der dem Könige die Souveränität raubt, um sie auf das Volk überzutragen; welcher das gesellschaftliche Band zerreißt, indem er die gegenseitige Unterstützung der Menschen aufhebt, wie sie durch die Gerechtigkeit und Liebe geboten wird, und der alle Monarchen in bettelnde Pilger, gleich Karl dem Zehnten, umzuwandeln droht?

Die Mäßigung. Das alles ist zwar die augenscheinlichste Wahrheit, allein die Nicht-Intervention befiehlt, und niemand rührt sich.

Der Krieg. Bleibt denn aber die Revolution gleichfalls ruhig stehen?

Die Mäßigung. Die freilich nicht, denn sie schreitet in Eilmärschen vorwärts. Ja, Frankreich hat beinahe keinen Athem mehr, um die Glut recht anzublasen, und die französische Propaganda läßt sich durch keine Rücksicht aufhalten.

Die Welt. Ich muß bekennen, daß ich bei dieser Geschichte ganz dumm werde. Will man denn vielleicht behaupten, daß sich die Fürsten vor Frankreich fürchten?

Die Mäßigung. Gott bewahre. Nachdem sie es besiegt haben, als Napoleon an seiner Spitze, und jeder Franzose von fünfundzwanzigjährigem Siegesglück trunken war, wie kann man denken, daß sie es unter einem Louis-Philipp scheuen sollen, und nachdem die Straßen von Paris erst vor so kurzer Zeit mit deutschen und russischen Kriegern angefüllt gewesen? Im Gegentheile, Frankreich fürchtet sich selbst, und obgleich jeder Franzose sich als Prahlhans gefällt, so pißt er doch schon in die Hosen, wenn er nur die Kosaken nennen hört.

Der Krieg. Es ist also wohl nur um die Kosten zu ersparen?

Die Mäßigung. Keineswegs, denn alle Mächte stehen wirklich auf dem Kriegsfuße, und

dieser Zustand des bewaffneten Mißtrauens kostet in der That weit mehr, als ein tüchtiger Krieg kosten würde, wenn man ihn frischweg anfinge.

Der Krieg. Oder haben sie vielleicht besorgt, ihre Völker würden sie nicht unterstützen wollen, und würden, wäre einmal der Kampf begonnen, wohl selbst gegen sie aufstehen?

Die Mäßigung. Das kann durchaus nicht der Fall seyn, da man annehmen muß, daß die Fürsten ihren Völkern vertrauen, weil sie die Zahl ihrer Soldaten, die zuletzt doch auch wieder das Volk sind, so unmäßig vergrößern. Und dann, wenn man fürchtet, daß der Geist der Revolution die Völker verderben könne, so ist es ja klar, daß, je länger und freier man ihn in Frankreich walten läßt, man um so mehr die Vergiftung der Völker durch ihn zu befürchten habe.

Die Welt. Warum sorgen denn aber die Fürsten nicht für meine Beruhigung, und für ihre eigene Sicherheit, und warum fangen sie denn nicht Krieg an?

Die Mäßigung. Das kann ich dir nicht sagen, ich weiß nur so viel, daß es keinen Krieg mehr gebe, und daß jetzt für die ganze Welt die Mäßigung gelten soll.

Die Welt. Mein Töchterchen, sprechen wir deutlich! In den großen Weltangelegenheiten warst du niemals besonders beachtet, selbst dann nicht, wenn du wirklich hättest nützlich werden können;

kannst du also wähnen, daß man jetzt an dich denken sollte, jetzt, wo Mäßigung den Untergang der Welt herbeiführen kann? Nein, nein, darunter steckt irgend ein Geheimniß.

Die Mäßigung. Auch ich bin mir schon einmal als eine Puppe vorgekommen, welche von unsichtbaren Händen in Bewegung gesetzt wird; inzwischen gehen die Dinge so fort, und mit einem Male ist die Mäßigung ganz unerwartet die Schutzheilige der Welt geworden.

Der Krieg. So soll ich mich durchaus nicht rühren dürfen?

Die Mäßigung. Selbst nicht einmal im Traume!

Die Welt. Wenn also ein Haus abbrennt, darf man nicht hineilen, um die Brunst zu löschen?

Die Mäßigung. Gott bewahre! Die Intervention ist für immer verbannt.

Die Welt. Vortrefflich! So wird denn alles bunt durcheinander gehen, und zwar als Folge der Mäßigung. Nun, wenigstens wird der arme Türke damit zufrieden seyn.

Die Mäßigung. Warum?

Die Welt. Weil die verbündeten Mächte nun nicht mehr in der griechischen Sache interveniren können, und er nun mit zwei Hieben seinen Aufrührern das Haupt spalten kann.

Die Mäßigung. Da betrügt ihr euch. Die Mächte unterstützen Griechenland, und der Türke darf kein Glied rühren.

Der Krieg. Wie verträgt sich denn das mit dem Grundsatz der Nicht=Intervention?

Die Mäßigung. Das weiß ich nicht genau zu erklären; allein ich glaube, daß in dem Buche von der Nicht=Intervention eine Parenthese hinsichtlich Griechenlands befindlich ist.

Der Krieg. Armer Teufel vom Türken! Die Parenthese wird sich damit schließen, daß man ihn ganz aus der Welt schafft.

Die Welt. Für Belgien gibt es aber doch keine Parenthese, und der König von Holland nimmt also wieder alles zurück.

Die Mäßigung. Wie, ihr wißt noch nichts?

Die Welt. Was giebt es denn schon wieder neues?

Die Mäßigung. Es sind ja fünfzigtausend Franzosen zur Unterstützung der Belgier eingerückt, und der arme König Wilhelm mußte Retirade schlagen.

Die Welt. Wie kamen aber die Franzosen dahinein?

Die Mäßigung. Sie behaupteten, die Protocolle der Londoner Conferenz aufrecht zu erhalten.

Die Welt. Was ist denn das, die Conferenz von London, und was stellen denn ihre Protocoll vor?

Die Mäßigung. Die Conferenz ist eigentlich eine Unterhaltung, die seit einiger Zeit zu London zwischen den Ministern der fünf Großmächte von Europa gepflogen wird, welche dann zu ihrer Er=

götzung einige Räthsel in die Welt senden, die man jetzt Protocolle nennt. Diese Protocolle sagen einmal ja, einmal nein, und wer sie verstehen kann, ist ein tüchtiger Kopf. Bei allen diesem muß man aber, wenn ein Protocoll erschienen ist, immer in der alten Weise fortfahren, weil bald ein anderes darauf folgt, welches das Gegentheil bestimmt.

Der Krieg. Ja, was haben aber die Londoner Unterhaltung und Räthsel mit den Angelegenheiten Hollands und Belgiens zu thun?

Die Mäßigung. Ich sehe wohl, daß ihr wenig wißt, und daß es Noth thut, euch etwas in die Schule zu nehmen. Als Brüssel, als der Affe von Paris, seine Revolution anfieng, gelüstete es plötzlich die Franzosen, Belgien zum Frühstück zu nehmen, und viele dieser wackern Flammänder wären in ihrer blinden Wuth zufriedener gewesen, wenn ihr Vaterland der Knecht Frankreichs, als wenn es der größere Bruder Hollands seyn würde. Den verbündeten Mächten wollte aber ein solches Frühstück nicht gefallen; mit Gewalt vermochten sie es indessen nicht zu verhindern, weil Frankreich der nächste Nachbar war. Darum also, und nachdem Frankreich selbst für seine eigenen Angelegenheiten das Princip der Nicht-Intervention aufgestellt hatte, erklärten die Mächte dieses Princip auch für Belgien gültig, und weil Frankreich nicht in der Verfassung war, mit allen anzubinden, mußte es so thun, als achte und erkenne es diesen Beschluß an.

Der Krieg. Nun das ist endlich ganz gut und recht, und eben, weil hier die Nicht-Intervention gilt, können sich Holland und Belgien ungehindert einander in die Haare kommen.

Die Mäßigung. Mein bester Herr, das können Sie keineswegs, denn gerade dafür ist die Conferenz von London da.

Die Welt. Da wären wir also wieder bei der Londoner Conferenz! Und was will denn diese würdige Dame?

Die Mäßigung. Sie hat entschieden, daß Belgien für immer von Holland getrennt seyn solle, daß König Wilhelm die Hoffnung aufgeben müsse, es jemals wieder zu erwerben, und daß er steif und unbeweglich wie ein Stiefel auszuharren habe, ohne jemals zu wagen, dieses Belgien hart oder leis anzurühren.

Die Welt. Wenn aber die Nicht-Intervention gilt, wie dürfen denn alle diese Mächte in corpore bei den Angelegenheiten Hollands und Belgiens interveniren?

Die Mäßigung. Ei das heißt nicht Intervention.

Die Welt. Aber, zum Teufel, wie heißt man es denn? Du bist ja doch gar zu dumm und blödsinnig! O wehe, o wehe, so gehen die Sachen nicht. Doch ihr macht euch einen Spaß mit mir, und der König von Holland wird der ganzen Londoner Confe-

renz zum Trotze sein Belgien mit bewaffneter Hand wieder nehmen.

Die Mäßigung. Eben weil er dieses versucht hat, haben ihn ja die fünfzigtausend Franzosen gezwungen, Retirade zu schlagen.

Die Welt. Frankreich hat also den Grundsatz der Nicht-Intervention verletzt?

Die Mäßigung. Ei eben, weil die Franzosen in Belgien eingerückt waren, hat die Conferenz von London ein neues Wunder für die Sache der Nicht-Intervention geliefert, und die fünfzig tausend sind schnell wieder nach Hause zurückgekehrt.

Die Welt. Also wünscht doch zuletzt die Conferenz von London, daß Holland und Belgien sich miteinander herumpuffen, ohne daß irgend jemand anderer dabei Hand anlegt.

Die Mäßigung. Nein, das will sie auch nicht, und wenn sich der König von Holland nur rührte, so wendeten sich augenblicklich alle Mächte der Conferenz gegen ihn.

Die Welt. So sind also sämmtliche verbündete Mächte übereingekommen, die Nicht-Intervention zu brechen?

Die Mäßigung. Keineswegs, denn der König von Holland hat sich eben nicht zu rühren, und das kann man doch nicht einen Bruch der Nicht-Intervention heißen.

Die Welt. Jetzt soll dir aber doch der Vesuv in den Kopf fahren, du thörichter, unverschämter Balg!

Daß du im Meere lägest mit deinen Protocollen und Räthseln von London! Wer hat dich gelehrt, die ganze Welt zum besten zu haben?

Die Mäßigung. Ihr mögt zürnen, so viel ihr wollt, ich habe dennoch nur die Wahrheit gesagt.

Der Krieg. Willst du uns nicht etwa noch sagen, ob sich die Londoner Conferenz sehr wohl befindet, und sich eine Wohnung in Bedlam bestellt hat?

Die Mäßigung. Davon weiß ich nichts, und ich rede nur von Dingen, welche ich selbst gesehen habe.

Der Krieg. Bist du vielleicht auch über die italiänischen Angelegenheiten gut unterrichtet?

Die Mäßigung. Auch in Italien gilt die Nicht-Intervention.

Die Welt. Siehst du, was du für eine Lügnerin bist! Ich habe es ja selbst mit diesen meinen Augen gesehen, daß die deutschen Soldaten von Oestreich in Italien eingerückt sind, um den Aufrührern von Parma, Modena, und von den päbstlichen Staaten den Kopf zurecht zu richten.

Die Mäßigung. Das alles ist wahr; und was Parma und Modena, als Staaten, die von Oestreich abhängen, betrifft, so hat sich dort ein Weg gefunden, sich mit der Nicht-Intervention zu vertragen. Allein mit den päbstlichen Staaten steht die Sache ganz anders.

Die Welt. Ich sage dir aber, daß ich die Soldaten selbst gesehen habe.

Die Mäßigung. Ja, meine Beste, sie sind auch dort eingerückt, allein die Nicht-Intervention hat alsobald wie ein Geier zu schreien angefangen, und die Deutschen mußten nun wieder ihre Beine in Bewegung setzen.

Der Krieg. Ist das Wahrheit oder Scherz?

Die Mäßigung. Wahrlich kein Scherz. Wenn ihr nur gesehen hättet, wie sie auf den Straßen hin und her marschirten. Man hätte meinen sollen, die Häscher seyen hinter ihnen her.

Der Krieg. Und wie ist es denn mit dem Pabst geblieben?

Die Mäßigung. Etwas confus. Zu Bologna sind die Spitzbuben die Herren, und schaben ihm ein Rübchen ins Gesicht. Zu Rom stempeln sie Befehle und Gegenbefehle, und wissen nicht, wo sie den Kopf haben. Die Mark endlich hat nach alter Gewohnheit das Amt des Esels übernommen, und trägt wieder die ganze Last.

Der Krieg. Und der Kaiser von Oestreich thut nichts aus Mitleid für den heiligen Vater?

Die Mäßigung. Der Kaiser hat ein gutes Herz, und hat sonst wohl bewiesen, daß er gerne helfen möchte, aber er kann sich auch nicht bewegen wegen der Nicht-Intervention.

Die Welt. Und ein Fürst, der viermalhunderttausend Soldaten commandirt, und der mit an-

dern Fürsten verbündet ist, die zusammen eine Million auf den Füßen haben, der läßt sich solche Narrheiten gefallen? Das ist etwas, was die ganze Welt verblüfft!

Die Mäßigung. Laßt euch alle zusammen verblüffen, so viel es euch behagt, aber haltet euch still und ruhig, und keiner rühre sich von der Stelle, so befiehlt es die Nicht-Intervention.

Die Welt. Da steckt was anderes unter der Decke, und es thut Noth, daß man genau nachforschet. Ich sehe hier eine Dame aus der Gegend von Frankreich herkommen. Wer weiß, ob uns diese nicht einige Notizen geben kann.

Der Krieg. Das ist die Legitimität; ich kenne sie, weil ich mehrere Jahre für sie gekämpft habe. Seht doch, wie sie bleich und erschöpft ist; man meint, sie hätte keinen Athem mehr.

Die Welt. Sprich sie doch an, und frage sie!

Der Krieg. Theure Freundin, woher kommst du?

Die Legitimität. Aus Frankreich.

Der Krieg. Weißt du nichts von der Nicht-Intervention?

Die Legitimität. Leider weiß ich nur zu viel von ihr, und eben darum habe ich dieses Reich verlassen. Als mich die Aufrührer vom Throne vertrieben hatten, flüchtete ich mich in die Herzen der treuen und redlichen Franzosen, deren es mehr giebt, als man gewöhnlich glaubt. Zugleich erwartete ich, daß die verbündeten Mächte, ihrem Worte

getreu, nicht säumen würden, mich in meine Rechte einzusetzen. Nachdem ich aber erkennen mußte, daß die europäischen Mächte der Religion, der Legitimität abtrünnig geworden, um der Ketzerei der Nicht-Intervention anzuhängen, glaubte ich, es sey nun an der Zeit, meinen Bündel zu schnüren, und zog meines Wegs.

Der Krieg. Willst du Frankreich denn für immer verlassen?

Die Legitimität. Für immer, nein. Vielleicht erbarmet sich Gott gnädig des armen Landes, das ohne mich niemals Ruhe finden wird; wer weiß aber, wann der Tag des Erbarmens anbrechen wird?

Der Krieg. Und was geschieht inzwischen mit Carl dem Zehnten?

Die Legitimität. Er pilgert unstät und verlassen umher, eine Warnung und neuerliche Urkunde der französischen Treulosigkeit für die Könige, während sich jene Empörer öffentlich mit ihrer milden Menschlichkeit und damit brüsten, daß sie ihn nicht gemordet haben.

Der Krieg. Noch ein Wort: haben denn die Fürsten sich nicht gegenseitig das Versprechen geleistet, einander mit Gut und Blut zu vertheidigen?

Die Legitimität. Das thaten sie freilich.

Der Krieg. War denn Carl der Zehnte nicht ein Glied der heiligen Allianz?

Die Legitimität. Gewiß war er eines.

Der Krieg. So wird auch gewiß das beschworne Wort so vieler Könige niemals verletzt werden, und wir werden in kurzem alles in Bewegung sehen, um Karl den Zehnten wieder auf seinen Thron zu erheben.

Die Legitimität. Das können sie ja nicht mehr thun, weil sie Louis-Philipp als König der Franzosen anerkannt haben.

Der Krieg. Machst du Scherz oder Ernst?

Die Legitimität. Es ist ja nicht anders. Louis-Philipp ist von allen anerkannt; seine Gesandten sind bei allen fürstlichen Höfen empfangen, und die der Für... sind am Hofe Louis-Philipps; die Revolution von Frankreich wurde unter die legitimen Mächte aufgenommen, und Karl der Zehnte bettelt trotz der ganzen heiligen Allianz, und trotz seiner zehn Jahrhunderte einer legitimen Herrschaft in der Fremde ein Allmosen, und wiegt nicht ein Loth mehr in der Wagschale von Europa.

Die Welt. Aber sage doch, wer hat denn Carl den Zehnten von seinem Throne verstoßen?

Die Legitimität. Das Volk, und zwar der kleinste und wahnsinnigste Theil desselben.

Die Welt. Und wer hat den Sohn des Egalite zum Konig von Frankreich gemacht?

Die Legitimität. Gleichfalls das Volk, und auch wieder der kleinste und wahnsinnigste Theil desselben.

Die Welt. So haben sich also die Monarchen

von Europa, indem sie Karl den Zehnten, welchen das Volk verstoßen, verleugneten, und Louis-Philipp, welchen das Volk auf den Thron erhoben, anerkannten, sich selbst den Prügel zwischen die Beine geworfen, sie selbst haben den Fehler begangen, dem Volke das Recht zuzugestehen, Könige zu wählen und abzusetzen.

Die Mäßigung. Was sollten sie anderes thun? Erkannte man Louis-Philipp nicht an, so mußte man das Kriegsfeuer in ganz Europa entzünden.

Die Welt. Wagen ist besser als Verlieren; und Sturm ist weniger als Schiffbruch. Die Sache der Souveränität hat durch diesen falschen Schritt mehr eingebüßt, als durch zehn Niederlagen, und wie immer der Kampf sich entschieden hätte, so wäre doch wenigstens die Ehre gerettet gewesen.

Die Legitimität. Das ist noch nicht alles. Wollte man wirklich nicht gleich handgemein werden, so konnte man sich ja gar leicht also gegen Frankreich vernehmen lassen: „wir sind eben so wenig „gesonnen, euern König anzuerkennen, als ihm mit „den Waffen entgegen zu treten. Kümmert euch „also um eure Angelegenheiten, wir werden die „unsern besorgen.“ Gewiß hätte Frankreich mit aller seiner verschrieenen französischen Furie sich wohl bedacht, so frisch weg das Spiel mit zwei Millionen Bajonetten zu beginnen. So konnte man die Ereignisse abwarten, und man hätte die Ideen und Begriffe von Recht und Sittlichkeit nicht in

der ganzen Welt verwirrt und umgekehrt. Dagegen den klaren Verstand aller Völker irre machen, mit dieser Metze von Revolution Bande der Verwandschaft anknüpfen, und die Legitimität mit einem diplomatischen Fußtritt von sich stoßen: das war ein Mißgriff, der Himmel und Erde seufzen machte, und der einen Abgrund öffnete, dessen Tiefe kein menschliches Aug ausmessen kann.

Der Krieg. Du ziehst also von dannen?

Die Legitimität. So ist's mein Freund, ich wandere fort.

Der Krieg. Und wo denkst du dich niederzulassen?

Die Legitimität. Gegenwärtig bleiben mir noch viele Wohnsitze, aber sie verbürgen mir keine Dauer, und es wird mich wohl treffen, daß ich bin, wie der Vogel auf dem Zweig. Fällt es ein paar Schelmen ein, die französischen zweihundert einundzwanzig nachzuahmen, so heißt es alsbald für mich: Gottbefohlen! taucht aus dem Pöbelhaufen irgendwo ein neuer Louis-Philipp auf, so bin ich auch sagleich genöthigt, mich zu entfernen.

Der Krieg. Glaubst du denn, daß sich die Fürsten Europa's nicht wechselseitig unterstützen werden?

Die Legitimität. Habt ihr denn vergessen, daß sie dieses wegen der Nicht-Intervention nicht mehr können?

Die Welt. Apropos', wer ist denn aber der ruchlose Räuber, der mir alle Dinge so durcheinander wirft?

Die Legitimität. Ihr wißt nicht, wer er ist?

Die Welt. Ich kenne ihn nicht, und während meines fünftausendjährigen Alters wurde sein Name nicht genannt.

Die Legitimität. Wohlan, ihr sollt es von mir hören, wer er ist. Es ist niemand anders, als der Verrath unter der Maske der Mäßigung. Durch ihn gewann Frankreich Zeit, seine revolution zu befestigen; durch ihn verhöhnt es alle Monarchen, und macht ihren besten Willen unwirksam, und mittelst seiner Propaganda verbreitet es die Revolutionäre Ansteckung durch alle Länder. Unterdessen verkehrt diese politische Ketzerei der Nicht-Intervention das Urtheil der Menschen, entmuthigt die Guten, macht die Bösen keck, und gewöhnt die Völker daran, jede Handlung der Regierung mit Mißtrauen anzusehen. Und damit wird der vollständige Triumph der Empörung und der gänzliche Umsturz der gesellschaftlichen, religiösen und bürgerlichen Ordnung vorbereitet.

Der Krieg. Diese Wahrheiten sind so offenbar und augenfällig, wie der Vollmond; allein wie kommt es denn, daß nun die Fürsten Europa's davon nichts gewahr werden?

Die Legitimität. Hört, liebe Freunde, diese Blindheit ist eben die Strafe der Schuld. Die

gegenwärtig regierenden Häupter sind gewiß gut und rechtlich, aber nicht bloß die Schuld der lebenden Fürsten ruft die Züchtigung auf die Völker herab. Ich will es nicht untersuchen, und weiß es nicht, ob auf dem Wiener-Congresse vielleicht eine europäische Sünde begangen wurde, und ob man dort dem Gotte der Heerscharen, der die Verbündeten zum Siege geführt, mit dem Lobgesange der Gerechtigkeit gedankt hat; das aber weiß ich, daß die europäischen Mächte mit Blindheit geschlagen wurden. Des Lichtes beraubt, machten sie den ersten Fehltritt, als sie sich in die griechische Sache mengten, und zeither schlenderten sie immer so fort und waren immer außer der rechten Bahn. Wer mag es wissen, wann Gottes Barmherzigkeit ihnen die Binde von den Augen nimmt, und wie sie sich dann aus dem Labyrinthe herauswinden werden, in welches sie sich verwickelt haben. Ich aber bereite mich inzwischen darauf vor, unstät, geächtet und mit Füßen getreten umherzuirren: und du, Krieg, magst dich darein ergeben, der Sache des Unrechts und der Gewalt zu dienen. Du aber, arme Welt, mache dich gefaßt, dein weites, blühendes Antlitz nur mit Blut und Grausen bedeckt zu sehen.

---

# Die
# Reise des Policinell.

Eine theatralische Unterhaltung,

vorgetragen

von der heutigen Welt

zur Lust und Ergötzlichkeit

der morgigen Welt.

## Erster Auftritt.

### Der Doktor und Policinell.

Der Doktor. Ich bin entschlossen, Policinell, und will keinen weitern Rath mehr hören.

Policinell. Auch ich, Herr Doctor, bin entschlossen, und ziehe mit Ihnen.

Der Doctor. Und dennoch ist mir die Trennung vom Vaterland schmerzlich.

Policinell. Auch mir kommen die Thränen, wenn ich daran denke, mein geliebtes Neapel verlassen zu sollen.

Der Doctor. Wie kann man aber noch in einem Lande leben, das keine Constitution hat?

Policinell. Gewiß, ohne die Constipation ist es ein Hundeleben. Doch sagen Sie mir, im Anfange gab es also noch keine Constipation?

Der Doctor. An einigen Orten zeigte sich wohl so etwas davon, aber — — verstehe mich recht — —

Policinell. Ich verstehe. Nur kleine Armseligkeiten, ein Constipatiönchen für nichts und wieder nichts! Jetzt verlangt man eine starke, tüchtige Constipation, um gesund und behaglich zu leben. — Doch, noch etwas, ist denn in Neapel gar nichts von dieser Constipation zu finden?

Der Doctor. Ach nein, der König von Neapel ist ja ein absoluter König.

Policinell. Ich verstehe; die Könige sollen eigentlich ihr ganzes Leben lang ohne Absolution und Communion seyn. Doch, sagen Sie, was soll denn das heißen, ein absoluter König?

Der Doctor. Das heißt so viel als ein König, der Kraft der eigenen Einsicht und Fähigkeit gebeut, und von Niemanden andern abhängt.

Policinell. Sehe mir einer das Hundegeschmeiß! Aber etwas anderes; der Schuster befiehlt in seinem Laden, der Wirth befiehlt in seiner Kneipe, der Hausherr befiehlt in seiner Familie, und der König, warum darf denn der in seinem Reiche nicht befehlen?

Der Doctor. Ei, er darf schon befehlen, aber nach den Gesetzen.

Policinell. Ah, jetzt geht die Sache, und das überzeugt mich auch. Gutes, ordentliches Recht für alle, und nicht nach Lust hier ja und dort nein gesagt. Aber, Herr Doctor, regirt denn der König von Neapel nicht gerade so? Er macht die Gesetze und gebeut nach diesen Gesetzen, und wenn diese nichts mehr taugen, so macht er andere Gesetze, und gebeut nach diesen andern.

Der Doctor. Das ist es eben, was nicht gut ist.

Policinell. Und warum ist es nicht gut?

Der Doctor. Weil er nicht der Souverän ist.

Policinell. Was Teufel? Und wer ist denn der Souverän, wenn es der König nicht ist?

Der Doctor. Das Volk.

Policinell. Ei das ist allerliebst! Und das Volk hatte das wohl gar nicht einmal gewußt?

Der Doctor. Es lebte eben so in der Unwissenheit fort.

Policinell. Seht nur zu, wieviel die Bologneser davon wissen, die ihre Schule tüchtig durchgemacht haben! Wie es nur diese Spitzbuben anfingen, so viel zu lernen?

Der Doctor. Bologna ist eine gelehrte Stadt; man begreift es leicht, daß eine Universität dort ist. Auch hat man ja immer gesagt: Bononia docet.

Policinell. Plaudern wir aber noch ein wenig über den Hauptpunkt. Wenn das Volk Souverän ist, kommt es denn ihm zu, die Gesetze zu machen?

Der Doctor. Ei gewiß.

Policinell. Ist denn aber dabei keine Gefahr, daß man in eine babylonische Verwirrung gerathet? man pflegt ja zu sagen, daß, wenn so viele Hähne zusammenkrähen, es niemals hell wird. Und dann, was weiß denn das Volk vom Regieren und Gesetze machen?

Der Doctor. Das Volk weiß alles, und irrt nie.

Policinell. Ich begreife. Die Könige können irren, weil man weiß, wohin sie in die Schule

gingen; allein das Volk, welches seine Schulen in den Schenken und liederlichen Häusern macht, weiß alles und irrt niemals. Und das ist sehr gut. Doch reden wir noch über einen andern Punkt. Wenn das Volk derjenige ist, der befiehlt, wem kommt es denn zu, zu gehorchen?

Der Doctor. Ei natürlich allen.

Policinell. O wehe, alle sollen befehlen, und alle sollen gehorchen! Und wenn ich gehorchen muß, was nützt es mir denn, daß ich Souverän bin?

Der Doctor. Als Volk wirst du Souverän seyn, und als Policinell wirst du gehorchen.

Policinell. Wenn es so ist, dann fürchte ich, daß ich nicht viel zu befehlen bekomme.

Der Doctor. Und warum?

Policinell. Weil ich gewiß nur selten von meiner Volksnatur etwas spüren, dagegen immer merken werde, daß ich der Policinell bin. Herr Doctor, erinnern Sie sich noch, wie uns einmal gewiße Philosophen lehrten, den Stein der Weisen zu finden, und Gold zu machen? Da hieß es: Frisch dreingeblasen! dreingeblasen! bis wir athemlos bei unserm Destillirkolben keuchten, und zuletzt an den Bettelstab geriethen, und weiter nichts, als Fliegen gefangen hatten. Ich wollte nicht, daß auch die Volkssouveränität damit endigte, daß uns der Athem ausginge.

Der Doctor. Der Stein der Weisheit mußte erst gefunden werden, die Volkssouveränität aber ist schon gefunden.

Policinell. Nicht übel, und das ist allerdings nach meinem Geschmack. Allein wo steckt denn eigentlich die Souveränität des Volkes?

Der Doctor. Wir haben sie alle in uns selbst.

Policinell. Ich habe doch schon in allen Taschen darnach gesucht, und es ist mir nicht gelungen, nur einen Lappen davon zu finden.

Der Doctor. Sie ist ja mit uns auf die Welt gekommen.

Policinell. Aber ich habe doch so gar viele Knirpse auf die Welt kommen sehen! Sie waren alle nackt, wie die Würmer, und nirgends konnte ich etwas von der Souveränität gewahr werden. Wenn sie nicht vielleicht in einem Winkel versteckt war — — —

Der Doctor. Mein lieber Policinell, wir sind von dieser Sache nicht genugsam unterrichtet, aber die Volkssouveränität besteht ganz unwidersprechlich. Es haben dieß ja auch die Bologneser gesagt.

Policinell. Soll man sich denn wirklich auf diese leichtsinnigen Wirbelköpfe verlassen können?

Der Doctor. Was fällt dir ein? Sie haben ja auf der Universität studirt.

Policinell. Gut; aber ich habe doch sagen gehört, daß sie zuletzt arge Schnitzer gemacht hätten, worüber selbst Abcschüler roth geworden wären.

Der Doctor. Haben sie solche Schnitzer gemacht, so ist dieß um so schlimmer für sie, und wenn der Schulmeister kommt, werden sie es mit der Ruthe büßen. — Jeden Falls müssen wir aber unsere

Wanderung antreten, weil wir in diesem Lande nicht mehr länger leben können.

Policinell. Das ist allerdings wahr und abermals wahr, und Sie haben mehr als Recht. Teufel, was ist das für eine schlechte Art von Land! Wer hier nicht arbeitet, bekommt nichts zu essen; wer Schulden hat, muß sie bezahlen; wer ein dummes verkehrtes Wort sagt, wird augenblicklich gestraft; macht einer nur ein Bißchen lange Finger, gleich gibt es Gefängniß und noch etwas schlimmeres. Kurz es ist ein Leben zum verzweifeln.

Der Doctor. Und, was die Hauptsache ist, die Volkssouveränität wird nicht anerkannt.

Policinell. Sicher, niemand hat sie noch aus ihrem Loche hervorgeholt.

Der Doctor. Und der König befiehlt mit einer absoluten Gewalt.

Policinell. Wahrhaftig, der König bleibt immer König, und der Policinell bleibt immer Policinell.

Der Doctor. So ziehen wir weiter!

Policinell. Ja wohl, fort!

Der Doctor. Muth!

Policinell. Entschlossenheit!

Der Doctor. Lebe wohl, du Land der Sclaverei! wir gehen in das Land der Freiheit.

Policinell. Lebe wohl, mein geliebtes Neapel mit allen deinen köstlichen Maccharoni! Wir gehen, um unsern Leib jetzt mit neuen Constipationen anzufüllen. —

## Zweiter Auftritt.

Der Doctor, Policinell, und der Zollwächter auf der Grenze.

Doctor. Siehe da, endlich grüßen wir das selige Land der Freiheit!

Policinell. Ganz gut, aber es war doch ein tüchtiges Stück Wegs.

Doctor. Was hältst du von diesem schönen Frankreich? Ist es nicht wahr, daß man hier schon viel freier athmet?

Policinell. Ganz gewiß; man athmet hier vortrefflich und aus allen Himmelsgegenden ohne alle Umstände.

Doctor. Das ist etwas anders, als jenes Misere zu Neapel.

Policinell. Natürlich; zu Neapel war es so heiß, daß man ersticken wollte, und hier bläs't ein ganz besonders kühler Wind der Constipation.

Doctor. Es ist mir gar nicht, als wenn es seyn könnte, daß ich aus einem Lande komme, wo ein absoluter König regiert.

Policinell. Ich merkte gar nichts davon, daß ich jetzt in ein excommunicirtes Land kommen sollte.

Doctor. Sieh, hier ist die Grenzwache. Darf man in das Reich der Freiheit einpassiren?

Policinell. Darf man das gesegnete Land der Constipation mit der Fußspitze berühren?

Grenzwächter. Woher kommt ihr?

Doctor. Von Neapel.

Grenzw. Seyd ihr wegen der Sache der Freiheit geflüchtet?

Doctor. Eben deßhalb. Wir haben unser Vaterland verlassen, um nicht unter einem absoluten Könige zu leben.

Grenzw. Dann kommt nur herein und brecht euch nach Belieben von jedem Baum einen Zweig ab. Frankreich ist das Vaterland aller freien Männer.

Doctor. Wenn es so ist, dann muß hier ein großer Zusammenlauf statt finden.

Grenzw. Das könnt ihr euch denken. Spanier, Polen, Deutsche, Piemontesen, Bolognesen; alle Spitzbuben und Narren der Welt, alles Gesindel, was in seinem Lande nichts zu beißen hat, kommt, um sich an der französischen Gastfreundschaft zu laben.

Doctor. Wie wird aber diese zahlreiche Masse unterhalten?

Grenzw. Wer noch einen Pfennig hat, verzehrt ihn; sind sie aber zuletzt bis aufs Hemde heruntergekommen, dann hilft ihnen die große Nation wieder auf die Beine. Es handelt sich davon, daß jeder täglich zweiunddreißig Pfennige erhalten soll.

Policinell. Eine Kleinigkeit! Und wer sollte nicht gerne Vaterland, Weib und Kind, Freunde

und die vier Fetzen seines Rocks zurückgelassen haben, um es sich in Frankreich mit zweiunddreißig Pfennigen wohl seyn zn lassen?

Doctor. Das muß aber doch eine große Ausgabe für Frankreich seyn?

Grenzw. Frankreich ist großmüthig, und beachtet, wo es eine so heilige Sache gilt, die Kosten wenig.

Policinell. Einmal haben die Franzosen dennoch die Oekonomie studirt, und als sie nach Italien kamen, nahmen sie, was sie fanden, und ließen kaum einen Nagelkopf zurücke.

Grenzw. Wenn freilich die große Nation manchmal Appetit verspürt, dann beißt sie wohl auch zu. Jetzt aber ersetzt sie das alles den Italiänern reichlich, und es befindet sich wirklich die Blüte Italiens in Frankreich, um die zweiunddreißig Pfennige zu erhalten.

Doctor. Was gedenkt aber Frankreich mit allem diesem Volke anzufangen?

Grenzw. Was man eben mit den Steinen anfängt; man wirft sie bösen Hunden an den Kopf. Frankreich hat mit seinen starken Lehren und mit seiner glorreichen Revolution dem ganzen Menschengeschlecht etwas zu riechen gegeben, und es weiß ganz wohl, daß ihm alle Mächte gar gerne den Schädel einschlügen. Um sie nun von diesem bösen Gedanken abzubringen, sorgt es dafür, ihnen im eigenen Hause ein kleines Feuerchen anzuzünden,

und diese Flüchtlinge sind ganz bereit, ihm dazu als Schwefelhölzchen zu dienen.

Doctor. Das muß man doch wahrhaftig einen sehr weisen und ungemein liebevollen Einfall heißen! Uebrigens kann eine solche feindliche Stellung gegen alle nicht lange währen, und früher oder später müssen sich die Sachen doch auf irgend eine Weise einrichten. Was macht Frankreich dann mit diesen Liberalen?

Grenzw. Was man mit den alten Kalendern macht; versteht ihr mich?

Policinell. Ei ganz und gar! und diese Bestimmung ist so recht eigens für die Blüte Italiens ausgesucht.

Doctor. Unterdessen werden sich jedoch die armen Flüchtlinge bei dem müßigen Leben hübsch langweilen müssen.

Policinell. Ach, daran hat die große Nation gewiß auch gedacht, und gerade deswegen, damit die wackern Ehrenmänner nicht an der Melancholie leiden sollen, bestimmt sie dieselbe einstweilen zu einem Zug gegen die Türken. Ja, mit einigen ausgezeichneten Liberalen verfuhr sie noch großmüthiger, denn sie hat sie in den Käfich gesperrt, um ihnen das Kostgeld zu ersparen.

Doctor. Jawohl, es läßt sich keineswegs in Abrede stellen, daß Frankreich ungemein gefällig ist, und daß diese Verbannten ein wahrhaft köstli-

ches und ehrenvolles, solchen wackern und vernünftigen Männern wohlanständiges Leben führen.

Policinell. Herr Grenzwächter, sagen Sie mir doch gefällig, ob die zweiunddreißig Pfennige auch für uns da sind?

Grenzw. Habt ihr euch denn gegen euern König verschworen, einige Minister verrätherisch gemordet, oder euer Land auf irgend eine Art so recht durcheinander gebracht?

Doctor. Ei Gott bewahre, Herr, daran haben wir gar nicht gedacht.

Policinell. Wir wollen Ihnen sagen, wie sich die Sache verhält. Der König von Neapel ist ein junger Mensch, der gerne schäckert, und weil zuletzt einige tolle Jungen aus Palermo auch einen kleinen Scherz mit der Revolution treiben wollten, hat sich der König dann wieder den Spaß erlaubt, so fünfzehn Stücke davon erschießen zu lassen. Wir sind also gewarnte Leute, und denken, daß uns solche Thorheiten nicht gut anstehen.

Grenzw. Dann seyd ihr Hasenfüße, und die zweiunddreißig Pfenninge sind nicht für euch.

Doctor. Was sollen wir aber thun, um zu leben?

Policinell. Wer wird denn für uns bezahlen?

Grenzw. Arbeitet und verdient euch euer Brod.

Policinell. Ein souveräner Policinell soll einen Lastträger machen, um sich zu ernähren?

Doctor. Ein Doctor, der die absolute Gewalt flieht, soll im Lande der Freiheit vor Hunger sterben?

Policinell. Wenn es so steht, hätten wir ja in Neapel bleiben können.

Grenzw. Geht vorwärts, oder bleibt stehen, oder kehrt um, das alles ist mir gleichgültig. Frankreich beschützt jeden kecken Schelm, weiß aber nicht, was es mit Hasenfüßen anfangen soll. Gehabt euch wohl, ihr Dummköpfe!

Policinell. Herr Doctor!

Doctor. Policinell!

Policinell. Ich bin stumm vor Erstaunen.

Doctor. Mir fällt die Brille von der Nase.

Policinell. Der Anfang ist nicht sehr lustig.

Doctor. Fassen wir Muth und gehen wir vorwärts! Die zweiunddreißig Pfenninge sind zwar verloren, Frankreich war aber am Ende doch auch nicht verpflichtet, sie zu zahlen. In diesem Lande der Freiheit werden wir schon andere und größere Vortheile auffinden.

Policinell. Wohlan! sehen wir zu, wie sich die Constipation endigen wird.

## Dritter Auftritt.

### Der Doctor, Policinell und die Finanzverwaltung.

Finanzverwaltung. Halt da! bleibt stehen!

Doctor. Wir rühren uns nicht von der Stelle.

Policinell. Wir sind unbeweglich wie ein Paar Säulen.

Finanzverwaltung. Ich bin die Finanzverwaltung, und muß alles visitiren, was in's Königreich einpassirt. Legt also eure Bündel ab. Was steckt da?

Doctor. Es ist etwas Taback aus meiner Heimath.

Finanzverw. Der Taback gilt für Kontrebande, und er wird euch deshalb weggenommen. Und was ist das da?

Policinell. Ein Stückchen Pferdekäse, den ich zur Erinnerung an Neapel mitgenommen habe.

Finanzverw. Dann zahlt zehen Kreuzer Eingangszoll.

Policinell. Ich bin aber ein armer Tropf, der keinen Heller in der Tasche hat.

Finanzverw. So ist auch der Käse verloren.

Doctor. Steht es denn im Lande der Freiheit nicht jedem frei, seinen Taback zu kaufen, wo er will?

Policinell. Ist denn das souveräne Volk nicht so viel Herr, daß es nach seinem Belieben ein Stück Käse zu sich stecken darf?

Finanzverw. Wollt ihr den Käse einbringen, so zahlet den Eingangzoll, und wollt ihr Taback schnupfen, so kauft ihn euch bei der Nationalregie.

Policinell. Auch hier gibt es also die Schweinerei von Zöllen und Regien?

Finanzverw. Glaubt ihr etwa, die Regierung eines freien Landes könne ohne Geld bestehen?

Doctor. Das versteht sich von selbst, daß jede Regierung eine gewisse Einnahme haben muß, allein wir glaubten, daß im Lande der Freiheit die Lasten des Volks kaum fühlbar seyen.

Finanzverw. Was das betrifft, seyd ihr in großem Irrthum, weil die Lasten gegenwärtig bedeutender sind, als zuvor.

Doktor. Wie, jetzt bedeutender, als unter Karl dem Zehnten?

Finanzverw. Ohne Zweifel; zur Zeit Karl des Zehnten war das Volk nur ein armer Unterthan, und zahlte deßwegen auch nur als Unterthan; jetzt aber ist es souverän, und zahlt also auch als ein Souverän.

Policinell. So sind wohl im Schatze von Louis-Philipp ganze Geldberge aufgehäuft?

Finanzverw. Gerade das Gegentheil; der Schatz ist so rein gefegt, wie ein kupferner Kessel von aussen.

Doctor. Wie konnte es aber so kommen?

Finanzverw. Ich weiß euch den Grund selbst nicht zu sagen, allein das ist das Wunder aller Revolutionen. Kaum hat sich ein Land empört, so nehmen die Auflagen zu, die Privaten gerathen in Elend und Noth, und die Kassa der Nation bleibt immer leer.

Policinell. Es ist ja ein altes Sprichwort, daß das Gold der Diener aller Schlechtigkeit ist. Darum verbündet sich auch dieser Schelm immer nur mit den absoluten Königen, und mag mit den freien Völkern nichts zu thun haben.

Doctor. In England ist es doch nicht so, dort ist das Land der Freiheit und des Goldes.

Finanzverw. Ursprünglich ist die Freiheit Englands wohl nicht von der rechten Sorte und Güte, und der König gibt nur die Puppe derselben dem Volke zum Spielen, wie man den Kindern Zuckerwerk zusteckt. Wird aber dieses Reich einmal nach französischer Manier frei, und macht auch London, wie wir hoffen, seine gloreichen Tage durch, dann seyd versichert, daß das Gold auch in England verschwinden wird, wie es bei der großen Nation verschwunden ist, und das stolze Albion, ist es einmal bis auf den Unterrock herabgekommen, wird seinen Pas de deux tanzen müssen, wie Frankreich.

Policinell. Wenn aber die große Nation keinen Heller im Vermögen hat, so wird sie inzwischen Schulden machen, um zu leben?

Finanzverw. Das wird nicht möglich werden, weil sie keinen Credit findet.

Doctor. Bei'm Teufel! das ist ja ein offenbares Unrecht, und das souveräne Volk wird sich dabei übel befinden.

Finanzverw. Freilich. Den absoluten Königen vertraut alles, und den souveränen Völkern will niemand trauen.

Doctor. Woher kommt denn aber dieses Mißtrauen?

Finanzverw. Die Welt ist eben alt, und ihr wißt, daß alte Leute mißtrauisch und eigensinnig sind, und ihre Vorurtheile nicht aufgeben wollen. Die närrische Alte behauptet nun, daß seit sechstausend Jahren die Könige immer die Herrn und Gebieter gewesen, und daß, was auch immer geschehen, ohne die Könige niemals etwas gut abgelaufen sey. Sie behauptet ferner, daß die Freiheit, die Constitution und die Volkssouveränität Kinderpossen und Narrheiten seyen; und versichert, daß früher oder später jedermann das einsehen, daß die Könige wieder zur unbestrittenen Herrschaft zurückkehren würden, weil die Menschen gewißer Maßen schon von Natur aus so geartet wären, daß sie nicht zusammen leben könnten, ohne von Fürsten befehligt und regiert zu seyn.

Policinell. Und ist denn das, was die Welt sagt, auch wohlgesprochen?

Finanzverw. Gott bewahre, ganz und gar nicht. Die Sachen gehen ohne Könige ganz vortrefflich, und man braucht ja nur auf Frankreich und auf alle Länder, wo die glorreichen Tage statt gefunden, hinzublicken. Die Constitution und die Volkssouveränität sind unentbehrlich, wie das Brod; und alle Völker, die ohne diese Wunderrecepte lebten, wissen wohl, wohin sie gerathen sind. Uebrigens werden auch die Könige keineswegs zurückkehren, weil es der Natur gemäß ist, daß sich die Unordnung nicht mit der Ordnung verträgt, und weil es so klar, wie der Tag ist, daß nicht das Haupt, sondern die Füße, zu befehlen haben.

Doctor. Und mit allem diesen — — —

Finanzverw. Und mit allem diesen wird dennoch das Wort einer sechstausendjährigen Alten geglaubt, und kaum hat eine Nation ihren König verjagt und die Freiheit erobert, so findet sie auch schon bei keinem Juden mehr Credit.

Doctor. Die Liberalen wenigstens — — —

Finanzverw. Die Liberalen sind verschwenderisch mit Worten, wenn es aber zum Handeln kommt, sorgen sie für sich selbst, und zeigen sich wohl beim Nehmen, aber nicht beim Geben liberal. Ueberhaupt, was den Gewinn betrifft, so gilt in Frankreich ein Karlinchen mehr als ein Philippchen.

Doctor. Wenn aber Frankreich gegenwärtig mehr zahlt, als vorher, und wenn es dazu noch

seinen Kredit und Wohlstand verloren hat, welchen Vortheil hat es dann von der Revolution?

Policinell. Wenn das Volk mit der Constipation noch elender daran ist, als unter der absoluten Regierung der Könige, was bringt denn die Volkssouveränität zu Stande?

Finanzverw. Auf diese Dinge verstehe ich mich wenig; ich weiß nur, daß mich die Revolution in eine Wölfin verwandelt hat, und daß ich alles verschlinge, was ich vorfinde.

Policinell. So wird also das souveräne Volk mit dem bloßen Hemde auskommen müssen.

Finanzverw. Dann wird es erst in der That ein freies Volk seyn. Lebt wohl!

Policinell. Herr Doctor!

Doctor. Herr Policinell!

Policinell. Unsere Sachen haben bös angefangen, und setzen sich noch schlimmer fort.

Doctor. Vielleicht ist es auch nur auf den ersten Blick so, und nachher gewinnt es ein besseres Aussehen. Diese armen Franzosen muß man freilich bemitleiden, allein man weiß doch auch, daß man Geld braucht, wenn man ein Haus niederreißen will.

Policinell. Konnte man denn aber die Sache nicht wohlfeiler haben, als mit diesem Niederreißen?

Doctor. Durchaus nicht, die Revolution war nothwendig.

Policinell. Ich begreife es wohl; hätte sich die Welt nach sechzig Jahrhunderten nicht einmal etwas herumgedreht, so wäre alles eingeschlafen.

Doctor. Still, da kommen wieder andere Leute.

Policinell. Die Physiognomie ist eben nicht sehr anziehend.

---

## Vierter Auftritt.

Policinell, der Doctor und die Conscription.

Doctor. Was wollen denn diese, daß sie uns so aufmerksam betrachten?

Conscription. Der eine ist klein und alt, der andere buckelicht und mißgestaltet; hier muß man Geduld haben, die sind nichts für uns.

Doctor. Wer sind Sie, wenn man fragen darf?

Conscription. Die Conscription. Ihr aber taugt nicht in die Armee.

Policinell. Die Armee!

Doctor. Die Conscription!

Conscription. Allerdings, die große Nation muß sich in einer formidabeln Haltung zeigen, und muß dafür sorgen, daß ihre Unabhängigkeit geachtet werde.

Doctor. Wir aber wollen ja davon nichts wissen, und denken nicht daran, in den Krieg zu ziehen.

Conscription. Dankt es eurer Mißgestalt, sonst hätten wir euch mit Gewalt hinweggeführt, und wie zwei Stücke Vieh gebunden.

Doctor. Gebunden im Reiche der Freiheit?

Policinell. Mit Gewalt ergriffen und geschlachtet im Lande der Constipation!

Conscription. Allerdings. Die Conscription ist die Tochter der Freiheit, und die Welt verdankt diese große Wohlthat der französischen Revolution. Früher wußte man nicht, wie man ein Kriegsheer zusammenbringen sollte. Man mußte die Soldaten durch Handgeld erkaufen, aus den Gefängnissen wegnehmen; man mußte sich manchmal selbst darauf einlassen, sie unter den Vagabunden und müßigen Taugenichtsen auszusuchen, und es war ein Jammer und eine Noth, bis man Leute zusammenbrachte, die sich todt schießen laßen wollten. Jetzt dagegen ist diese Sache ganz leicht und überaus wohlfeil. Jeder Staat weiß, wie viele Jungen im Jahre geboren wurden, und wie viel er ohne Beeinträchtigung der nächsten Bedürfnisse jedes Jahr tödten lassen kann. Thut es nun Noth, so macht die Kammer ein Gesetz, die Conscribirten werden eingereiht, und das beste Kriegsheer ist fix und fertig.

Doctor. Wie läßt sich denn aber diese Einrichtung mit der Freiheit und Souveränität des Volks zusammenreimen?

Conscription. Das Conscriptionsgesetz ist ja durch die Kammer der Volksrepräsentanten gegangen.

Doctor. Der Kammer thut freilich der Kopf nicht wehe, wenn sie ein solches Gesetz macht, weil sie nicht zu Felde zieht; allein die Jünglinge, die man mit Gewalt wegnimmt, haben gewiß niemals daran gedacht, jene Kammerherrn zu ermächtigen, ihren eigenen Untergang zu decretiren.

Conscription. Die Jünglinge haben in den Wahlversammlungen keine Stimme; überdieß muß der Vortheil des Einzelnen der Nationalsicherheit immer nachstehen.

Doctor. War denn die alte Art, das Heer durch freiwillige Werbung zu ergänzen, nicht besser? So konnte sich wenigstens niemand beklagen, und die Freiheit des Menschen war mehr geachtet. Die Könige, obgleich niemand daran zweifelt, daß sie Tyrannen und Völkermörder sind, befolgten vor der Französischen Revolution alle diese mildere und schonendere Manier, und erhoben keinen jährlichen Tribut von Blut und Thränen durch die höllische Erfindung der Conscription.

Conscription. Die Könige hatten immer die Grille, sich als die Väter des Volks zu zeigen, und verstanden sich darum auf solche Ziererereien; aber ein liberales Gouvernement geht mehr geradeaus und hat solchen Singsang nicht nöthig. Dann ist aber auch noch zu bedenken, daß man wohl für die Kriege der Könige an ein Paar hundert oder tausend Soldaten genug hatte, daß man aber zu den

Revolutionen etwas ganz anderes verlangt. Da handelt es sich von Millionen.

Policinell. Sagen Sie mir doch, haben denn alle diese Millionen Liberaler oder Conscribirter, die geblieben sind, mit der Revolution und mit der Volkssouveränität etwas erkleckliches gewonnen?

Conscription. Der Souverän ist eben nur das lebende Volk, und an das todte Volk denkt niemand mehr.

Doctor. Das ist doch ein wahres Glück für uns, daß wir nicht zur Armee gehören.

Conscription. Wohl zu viel, doch ihr werdet in der Nationalgarde dienen.

Doctor. Wir?

Conscription. Ganz gewiß, vom Dienste der Nationalgarde ist niemand frei.

Policinell. Ich bilde mir ein, daß dieses zum Scheine — — —

Conscription. Geht nur ein bißchen weiter, und ihr werdet schon sehen.

Doctor. Wer hat denn diese neue Qual des menschlichen Geschlechtes erfunden?

Conscription. Auch dieses ist eine Wohlthat der französischen Revolution. Vorerst war die Welt ein rechter Hasenfuß, alles blieb ruhig auf seinem Platze, und vier Polizeidiener genügten für die friedliche Ordnung einer Stadt. Die Revolution war aber wie ein electrischer Schlag, wodurch alle Völker aufgeweckt wurden. Von der einen Seite kam

nun Tumult und Aufruhr, von der andern Plünderung und Mordbrennerei, und so ist jetzt kein Ländchen mehr zu finden, wo es nicht ein kleines Spectakel gegeben, und wo die Strassen nicht mit einigem Blute wären begossen worden.

Doctor. Und die Nationalgarde?

Conscription. Die Nationalgarde ist immer auf den Beinen. Begüterte, Advocaten, Schneider, Schuster alle kommen mit ihren Flinten zum Schmauß und sind bereit, bei dem ersten Trommelschlag, sey es Tag oder Nacht, zu marschiren.

Doctor. Aber ins Gefecht müssen sie doch nicht?

Conscription. Doch, mit dem Volke, mit den Truppen, bald für, bald gegen die Regierung, überhaupt, wenn und wo es Noth thut.

Policinell. Das versteht sich aber doch, daß von den Nationalgarden keiner getödtet wird.

Conscription. Im Gegentheile, es gibt keinen Tumult, in welchem keine Nationalgarden bleiben oder verwundet werden, aber dafür gibt es auch einen Ersatz. Die Verstümmelten erhalten Orden und die Namen der Gefallenen werden auf eine Säule geschrieben.

Policinell. Wenn es freilich so ist, können wir nicht klagen.

Doctor. Sagen Sie mir doch: wenn das Volk souverän ist, so ist es auch der Pöbel, und es sind die Arbeiter, die Regirenden, die Soldaten, da sie alle zusammen vom Volke sind, auch alle freie

Leute und Souveräne obendrein. Warum will man sie also wechselseitig unterjochen, und warum soll eine Souveränität mit der andern kämpfen?

Conscription. Wißt ihr denn nicht, daß dieses lediglich die Schuld der Fürsten ist? Die Könige erkennen niemanden ober sich an, und wenn man damit nicht einverstanden ist, so wird zu den Waffen gegriffen. Dasselbe findet nun natürlich auch bei dem Volke statt. So lange der König Souverän war, hielt das königliche Ansehen alles im Zaum und sicherte den Frieden; aber jetzt, wo alle Souveräne sind, will jeder die Sachen nach seinem Kopfe einrichten, und so kommen sich die Volkssouveränitäten bei jeder Kleinigkeit in die Haare.

Doctor. Ja, war es denn aber nicht besser, mit einem einzigen König im Frieden zu leben, als sich stets mit so vielen Millionen Königen herumzupuffen?

Conscription. Ach, geht mir! die absolute Gewalt ist ja doch ganz und gar den Rechten des Menschen entgegen.

Policinell. Für euch andere, die ihr ein aufgeklärtes und illuminirtes Volk seyd, mag diese Regel ganz gut seyn; aber uns gewöhnlichen Köpfen kommt es klarer vor, daß das ächte Recht des Menschen darin bestehe, im Frieden zu leben und seine Haut gesund zu bewahren.

Doctor. Und wie lange wird denn dieser Tanz der Nationalgarde und dieses Gewimmel in dem Reiche der Constitution währen?

Conscription. Diese Sachen währen immer.

Doctor. Immer?

Conscription. Natürlich. Das Volk bleibt immer jung, und junge Leute sind immer tollköpfig und ohne Erfahrung. Mit jedem Tage kommen aber neue junge Herren nach, welche die frische Kraft der Souveränität in sich fühlen, und durch frühern Verkehr nicht belehrt sind. So wird es also in dem Reiche der Constitution immer sehr lustig hergehen, und es wird nie an solchen fehlen, die Lust haben, es auch mit glorreichen Tagen zu versuchen.

Doctor. Was uns übrigens betrifft, — —

Conscription. Kurz, die Sache verhält sich so. Wollt ihr eine Constitution haben, und wollt ihr ein souveränes Volk seyn, so müßt ihr weder an Ruhe denken, noch müßt ihr Menschenfleisch sparen wollen. Ist aber das nicht, dann zieht nach der Türkei, wo ihr mehr Frieden findet, als in Frankreich. Gehabt euch wohl!

Policinell. Mein bester Herr Doctor, unsere Sachen kommen vom Regen in die Traufe.

Doctor. Die Freiheit ist gewiß etwas liebes und schönes, aber einen Arm oder ein Bein verlieren, um den Orden zu gewinnen!

Policinell. Geschlachtet zu werden, um mit seinem todten Namen auf die Säule zu kommen.

Doctor. Fortwährend im Tumulte zu leben.

Policinell. Zu denken, daß diese Raufereien gar kein Ende nehmen.

Doctor. Was sagst du dazu, Policinell?

Policinell. Hören Sie mich an, Herr Doctor; wir wollen es wie gescheidte Leute machen, ohne unsern letzten Entschluß zu übereilen. Lassen Sie uns gehen, um uns in einem Wirthshause zu erquicken, und dann wollen wir weiter reden.

Doctor. Wohl, dein Rath gefällt mir; gehen wir, um ein Glas zu trinken, und dann wollen wir uns entschliessen.

---

## Fünfter Auftritt.

Policinell, Doctor, die Kunst, der Handel und das Grundeigenthum.

Policinell. Während der Wirth unser Essen bereitet, wollen wir ein wenig davon reden, was wir jetzt thun werden. Was sagen Sie dazu, Herr Doctor? Sollen wir in dem Lande der Freiheit bleiben, oder müssen wir uns darein ergeben, und, so gut es geht, wieder in einem absoluten Reiche leben?

Doctor. Mein lieber Policinell, dieses zurückkehren ist ein gar schwerer Schritt. Nachdem wir den Königen so viel böses nachgeredet, nachdem wir

so viel thörichtes angefangen haben, um die Constitution zu erhalten, wird jeder, der uns mit der Posaune im Sack heimkommen sieht, das Auspfeifen nicht sparen.

Policinell. Sie haben Recht, allein hier gilt's Geduld, und so wollen wir sie eben pfeifen lassen. Denn aus purem Respect vor jenen Menschen fällt es mir doch nicht ein, meine Haut daran zu setzen, und Frieden und Ruhe für immer aufzuopfern.

Doctor. Und doch ist der Respect vor den Menschen ein sehr mächtiges Ding. Ich wollte wetten, daß neun Zehntheile aller, nach Frankreich geflüchteten Liberalen ganz gut einsehen, daß sie sich auf dem Krebsgang befinden. Dessen ungeachtet finden sie sich leichter darein, in der Verbannung und Noth zu leben, als ihren Irrthum zu bekennen.

Policinell. Wir sollten also aus bloßer Furcht vor einigen Pfeifen in Verzweiflung leben und sterben?

Doctor. Das ist nicht nöthig; wir wollen uns auf eine Kunst oder Profession legen, und mit Ehre und ohne Aergerniß für die Welt leben.

Die Kunst. Entschuldigt, ihr lieben Leute, wenn ich mich in euere Sachen mische, bildet euch aber ja nicht ein, in Zeiten der Revolution euer Brod durch die Kunst zu erwerben.

Policinell. Und warum?

Die Kunst. Die Künste fordern Frieden und allgemeinen Reichthum; die Revolution aber stürzt

alles übereinander, und in Zeiten des Tumultes und Aufruhrs findet niemand die zum Arbeiten nöthige Ruhe, und eben so wenig finden sich solche die einen Pfenning ausgeben mögen, um diese Arbeiten zu kaufen. Vor den drei verfluchten Tagen war Frankreich ruhig und reich, und das Gedeihen der Künste und Gewerbe erregte den Neid von ganz Europa; doch nach diesen Unglückstagen verschwand auch diese Wohlfahrt mit der allgemeinen Wohlfahrt Frankreichs. Ein Theil der Künstler und Arbeiter, von den Irrthümern des Tages verführt, verließ seine Beschäftigung, um sich in den Wirbel der Neuerungen zu stürzen; der andere aber, als er sah, wie alle Arbeit fehlte, suchte nicht darnach als nach einem Geschenke der Vorsehung, sondern forderte sie trotzig als einen Tribut, welcher der ausposaunten selbsteigenen Souveränität rechtlich gebühre. Alle zusammen jedoch machten Tumult und Aufruhr, und leben in Verbrechen und Elend.

Doctor. Man sagt aber doch, daß sich die Nation eifrig damit beschäftige, den Arbeitern Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen.

Die Kunst. Gerade das ist das schlimmste, und sobald ihr bemerkt, daß die Künste nicht von selbst beachtet und gesucht sind, und daß sich die Regierung bemüht, den Künstlern Arbeit zu verschaffen, dann mögt ihr kühn behaupten, daß die Kunst ausgewandert, und daß die Regierung schwach und trostlos sey. Denn der gesellschaftliche Körper

ist wie der menschliche, der gleichfalls, so lange er gesund und kräftig ist, seinen naturgemäßen Appetit empfindet, und diesen selbst zu befriedigen trachtet; der aber stets sich als krank kundgibt, wenn er von andern aufgefordert und genöthigt werden muß, sich zu speisen. Die schlechteste Waare von allen ist gewiß jene, welche niemand mag, wenn er nicht gezwungen wird, sie zu kaufen.

Doctor. Was sagen Sie mir da! Ich glaubte vielmehr, daß sich die Künste durch diese Arbeiten der Regierung ungemein heben würden.

Die Kunst. Allerdings dienen die gewöhnlichen Arbeiten der Regierung, wenn sich diese in Kraft und Ueberfluß befindet, wie alle übrigen, zur heilsamen Entwickelung der Künste und Gewerbe. Doch das ist nicht der Fall, wenn es jedem offenbar wird, daß die Regierung mittellos ist, und daß nur die Furcht vor dem Volke sie zu diesen gezwungenen Arbeiten bestimmt. Ausserdem werden alle solche Arbeiten böslich und nachläßig ausgeführt, die Arbeiter werden trotzig, weil sie annehmen, das Publicum sey verbunden, für sie zu sorgen; auch verlieren die Privatunternehmer den Muth, sich mit einer nichtswürdigen und verdorbenen Menschenklasse einzulassen, und so beschleunigt eben jene Anstrengung, welche die Regierung für die Unterstützung der Künste und Gewerbe machte, zuletzt nur ihren größern Verfall.

Policinell. Nun wohl, so lassen wir die Künste und Gewerbe weg, die ohnehin jedes Falls einem Liberalen wegen der müheseligen Arbeit wenig zusagen. Oeffnen wir uns lieber einen Kaufladen und lassen wir uns da nieder!

Der Handel. Daran dürft ihr nun gar nicht denken, weil ihr auf diesem Wege ganz zu Grunde gehen würdet.

Policinell. Wie, nicht einmal der Handel soll in dem Lande der Constipation gedeihen?

Der Handel. Die Kaufmannschaft ist gänzlich zu Grunde gerichtet, und ich der Handel, selbst, weiß, was ich sage. Meine Thätigkeit und Wohlfahrt besteht im Transport und Austausch der Waaren, und ruht auf dem guten Glauben an sichere Zahlung. Wenn aber in einem Staate eine Revolution ausbricht, und mit jedem Tage neuer Lärm und Wirrwarr entsteht: dann sind die Sendungen stets gefährdet, Reichthum und Leben des Kaufmanns hängen an einem Faden, die Ruhe ist geflohen, nirgend's zeigt sich mehr Vertrauen und der arme Handel wird bankerott. Zur Zeit Ludwig des Achtzehnten und Karl des Zehnten war ich in Frankreich zu einem Riesen erwachsen, nach dem Verlauf der drei glorrreichen Tage wurde ich aber zu einem gerupften Hühnchen.

Doctor. Das begreife ich wohl; hier ist nicht an Gewinn zu denken, man muß nur sorgen, daß man das Seinige erhält. Nun in Gottes Namen,

so wollen wir denn unsre paar Kreuzer wohl anzulegen suchen, wir wollen uns ein kleines Häuschen kaufen, und in Ruhe und Frieden leben.

Das Grundeigenthum. Wenn ihr recht in's Elend gerathen wollt, so ist dieß allerdings der nächste Weg dazu.

Doctor. Wie, von seinem eigenen Einkommen wird man doch ruhig in Frankreich leben können?

Grundeigenthum. Ihr lieben Herrn, ich bin das Eigenthum selbst, und so wird es euch genügen, wenn ihr meine zerlumpte Kleidung ansehet, um zu wissen, wie ich herunter gekommen bin.

Policinell. Arme Frau, ihr seyd ja ganz zerfetzt.

Grundeigenthum. Auch das ist lediglich das Werk der Revolution. Wenn die Dinge in ihrer gehörigen Ordnung sind, so geht es natürlich dem Reichen etwas besser, als dem Armen; und wer sich etwas ansammeln kann, sucht seine Subsistenz zu sichern. Wenn aber der Geist der Revolution die Köpfe trunken macht, so empört sich auch der Geringste gegen den, welcher einen Bissen Brod mehr hat; die Armuth erklärt dem Reichthum den Krieg, und etwas besitzen gilt für ein Verbrechen.

Doctor. Die Regierung ist doch selbst darauf bedacht, das Eigenthum der Privatleute zu sichern.

Grundeigenthum. In Zeiten der Revolution hängt die Regierung selbst nur an einem Haar, und muß der Menge, von welcher sie in jedem Au-

genblicke niedergedrückt zu werden fürchtet, schmeicheln. So geschieht es denn, daß das Volk, wenn ihm die Lust kommt, die Felder der Grundbesitzer verwüstet, ihre Wohnungen und Palläste plündert und verbrennt, während die Regierung thut, als sähe sie das alles nicht, oder auch wohl zu kräftiger Abwehr sich zu schwach fühlt. Aber auch ohne dieses weiß ja jedermann, daß das Wasser, wer es auch schöpfen mag, doch immer auf Kosten des Brunnens geschöpft wird; und so mögt ihr die Sache zuletzt so oder so wenden, immer wird die ungeheuere Verschleuderung der Revolution dem Eigenthum zur Last fallen. Und auf diese Weise bin ich bis auf's Hemd heruntergekommen, und die Klasse der Grundbesitzer ist die unglücklichste von allen.

Policinell. So soll doch der Teufel die Revolution hohlen und alle dazu, welche sie angeblasen haben. Stehen die Sachen so, dann kann man ja in einem revolutionirten Lande gar nicht mehr manierlich leben.

Doctor. Laß dir sagen, lieber Policinell, so kann es doch schlechterdings nicht seyn, und diese Leute sind ohne Zweifel Carlisten, und geben sich damit ab, Unzufriedenheit unter dem Volke zu verbreiten.

Das Grundeigenthum. So heißt es freilich. Die Revolution stößt die Könige vom Thron, säet Gottlosigkeit, Zügellosigkeit und tolle Wuth aus,

und wenn sie dann Unordnung, Mord und Elend einerndtet, schiebt sie die Schuld auf die Anhänger der Könige. Aber eben diese freche Lüge, welche die Liberalen dem augenscheinlichen Thatbestande und ihrem eigenen Gewissen zum Trotze auszusprechen wagen, zeigt am besten, wie rein und heilig die Sache der drei Farben ist.

Doctor. Sachte, sachte, da merkt man ja gleich die Partheilichkeit, und wir wollen die Sache reiflich und ohne Leidenschaft überlegen, bevor wir einen Entschluß fassen. Komme also, Freund Policinell, laß uns einen Philosophen um Rath fragen, der wird uns Wahrheit lehren und unpartheiisch rathen.

Policinell. Gehen wir in Gottes Namen, um die Philosophie aufzufinden, aber ich fürchte, daß wir damit nichts ausrichten, und daß es am klügsten seyn wird, den Schweif zwischen die Beine zu nehmen, und nach Neapel zurückzukehren.

## Sechster Auftritt.

### Der Doctor, Policinell und die Presse.

Die Presse. Die Kunst hat mir gesagt, daß ihr einen Dienst sucht, um euer Brod zu verdienen. Wollt ihr, so nehme ich euch als Lehrbursche an, und wenn es bei mir viel zu arbeiten gibt, so gibt es dafür auch viel zu gewinnen.

Doctor. Wir sind es gerne zufrieden, Ihnen zu dienen. Wer sind Sie aber, verehrte Frau?

Die Presse. Ich bin die Presse.

Policinell. So? Ja, dann haben wir nichts mit einander zu thun. Wir können kaum lesen, und taugen also nicht zu Buchdruckern.

Die Presse. Das hat gar nichts zu bedeuten, denn die Presse bedarf vieler Leute, und in meiner Werkstätte findet sich Brod für alle. Tag und Nacht wird dort fortgearbeitet, und mit allem diesem werde ich doch nie zur rechten Zeit fertig.

Doctor. Wie finden Sie aber so viele Arbeit?

Die Presse. In Folge der Preßfreiheit.

Policinell. Was heißt denn das, die Preßfreiheit?

Die Presse. Das heißt so viel, daß jeder nach Belieben alles mittelst der Presse bekannt machen kann, was ihm gefällig ist.

Doctor. Doch wohl nur erlaubte und anständige Dinge, wie es sich von selbst versteht?

Die Presse. Alles, wie ich sage, alles, ohne die geringste Ausnahme. Schamloses und schweinisches jeder Art, Brandbriefe und Aufrufe zur Empörung gegen die Regierung, ruchlose, wahnsinnige und scandalöse Lehren, Lästerungen Gottes und der Heiligen. — Das alles ohne Unterschied ist von der Preßfreiheit gestattet.

Doctor. Das ist aber nicht Freiheit, daß ist Zügellosigkeit und allgemeines Verhöhnen jeder guten Sitte, sowie des Friedens der Welt.

Die Presse. So ist es allerdings, doch in constitutionellen Ländern kann man ohne die Preßfreiheit nicht leben.

Doctor. Und warum soll denn in constitutionellen Ländern diese abscheuliche, von der Moral, der Frömmigkeit und dem gesunden Menschenverstande verworfene Zügellosigkeit bestehen?

Die Presse. Weil das Volk souverän ist, und die Freiheit haben will, nach seiner Art und Lust, zu reden. Wie stünde es denn mit der Freiheit einer Nation, wenn das Volk seine Zunge nicht nach Willkühr gebrauchen dürfte?

Doctor. Das Wort mag für alle frei seyn; allein man muß doch auch für Mittel sorgen, die Mißbräuche zu beschränken. Wenn ein Narr oder Verbrecher heulend und lästernd durch die Straßen rennen, und auf eine Bühne springen würde, um

den Pöbel zum Niederbrennen der Stadt aufzufordern, wäre es dann der Freiheit des Volks entgegen, wenn man den Kerl schweigen machte und in's Gefängniß brächte?

Die Presse. Darauf weiß ich nichts zu antworten, allein das weiß ich, daß die Preßfreiheit ein wesentlicher Vorzug der Volks-Souveränität ist, und daß, wollte man an dieses Privilegium der Franzosen Hand anlegen, mehr Spectakel entstünde, als wenn man aus Hahnen Kappaunen machte.

Doctor. Jeden Falls wird es einige gesetzliche Bestimmungen geben, womit man die Ausschweifungen der Presse zügelt?

Die Presse. Ja wohl, es bestehen der Förmlichkeit wegen ein paar Gesetze, gemäß welcher auch einige Strafen gegen den Druck gewisser Irrthümer ausgesprochen sind; Irrthümer, die den Abgrund unter unsern Füßen zu öffnen drohen und über welche selbst der Teufel erröthen müßte. Allein, zuerst werden sie gedruckt, und erst hinten drein schreitet man, wenn man durchaus nicht anders kann, zu ihrer Bestrafung.

Doctor. Diese thörichte Regel gleicht jener, daß man zuerst ein wildes Thier losketten, und dann hinten drein demselben nachlaufen soll, um es wieder einzufangen, wenn es bereits mehrere gemordet und zerrissen hat. Wäre es denn nicht viel natürlicher, wenn man die zum Druck bestimmten Sachen vorher prüfte?

Die Presse. Gott behüte! jeder Schein von Censur ist der Souveränität des Volks zuwider.

Doctor. Wenigstens will ich hoffen, daß die Preßvergehen mit größter Strenge gerichtet und bestraft werden.

Die Presse. In Frankreich sind die Richter sehr nachsichtig gegen die Freiheit, und es will viel sagen, wenn ein Proceß wegen Mißbrauchs der Presse mit einer Geldbuße von zwei Pfenningen endet.

Doctor. Hat denn aber das Gouvernement keinen Ausweg, um diesem Uebel abzuhelfen?

Die Presse. Das Gouvernement darf sich weder im Guten noch im Bösen in die Sache mischen, und Karl der Zehnte, der die Presse nur mit der Fingerspitze anzurühren wagte, hat es, wie wir alle wissen, theuer bezahlt. Gerade in diesem Punkte sind die constitutionellen Völker am eifersüchtigsten.

Doctor. Antworten Sie mir aufrichtig: ist ein Volk, welches die Freiheit begehrt, blanke und Feuerwaffen zu tragen, und mit diesen nach Lust und Belieben zu verwunden und zu morden, in der That ein freies und souveränes, oder vielmehr ein wahnsinniges Volk, das in Bande geschlagen zu werden verdient?

Die Presse. Ihr Herrn, die ihr in der Sclaverei geboren und erzogen wurdet, vermögt den Geschmack und die Bedürfnisse freier Völker nicht zu erkennen. Allein die Freiheit der Presse ist die

Beschützerin der Freiheit und Souveränität der Völker selbst. Durch die Presse nöthigt man die Regierung zur Erfüllung ihrer Pflichten, und sie ruft bei jedem drohenden Versuche des Despotismus gleich einer Sturmglocke, zu den Waffen.

Doctor. Ueberall, wo die Mißgriffe und Rechtsverletzungen der Regierung wirklich und bedeutend sind, wird sie jeder gewahr ohne Hilfe der Presse, und es ist ein Einfall von Thoren, jedem nach Belieben die Macht zu lassen, nach seiner Laune Anklagen gegen den Souverän zu erfinden und falschen Lärm unter dem Volke zu verbreiten. Was würden Sie von einer Stadt urtheilen, wo man aus Furcht vor einer Feuersbrunst jedem freien Zutritt zu den Glocken gestattete, so daß jeder hinlaufen und den Hammer anschlagen könnte?

Die Presse. Es mag seyn, daß die Freiheit der Presse, wie Sie glauben, noch einigen Mängeln unterworfen ist, inzwischen verdanken wir ihr unsere Souveränität, und ohne sie hätten wir unsere glorreichen Tage nicht gefeiert.

Doctor. Jetzt aber, wo diese Tage vorüber sind, könnte man wenigstens der Presse einige Mäßigung auflegen.

Die Presse. Niemals, niemals! die Revolution braucht, um am Leben zu bleiben, Bewegung und ohne die freie Presse stürbe sie an eigenem Mangel, und hörte von selbst auf. Aber mit der Thätigkeit der freien Presse rennt sie spornstreichs

vorwärts, und so lange man uns nur ungehindert drucken läßt, so lange hoffen wir unsere glorreichen Tage noch bei allen Nationen der Welt feiern zu sehen. Wollt ihr nun mit mir ziehen, wohlan, so kommt, weil ich keine Zeit zu verlieren habe.

Doctor. Entschuldigt uns, verehrte Frau, wenn wir Ihrer Einladung nicht folgen. Aber wir wollen unsern Arm nicht zum Umsturze aller Ordnung auf der Welt herleihen.

Policinell. Wenn es mit der Presse so steht, wie Sie sagen, so scheint es mir besser, eine Kupplerin in einem Hurenhause zu seyn, als ein Buchdruckerjunge.

Die Presse. Nun so bleibt denn mit eurer schwermüthigen Gewissenhaftigkeit zurücke, und ich werde das große Werk der Widergeburt der Welt schon ohne euch zu Ende bringen.

Doctor. Mein Policinell, wenn hier die Philosophie nicht aushilft, so machen wir uns auf die Gefahr des Halsbrechens davon.

---

## Siebenter Auftritt.

Policinell, Doctor und der Todtengräber.

Doctor. Haben Sie doch die Gefälligkeit, mein Herr, uns zu einem Professor der Philosophie hinzuweisen.

Todtengräber. Ich stelle einen Todtengräber vor, und verstehe mich nicht auf solche Dinge.

Policinell. Der Todtengräber! Frisch davon Herr Doctor!

Todtengräber. Was fürchtet ihr? Glaubt ihr, daß ein französischer Todtengräber seine Zeit mit euch verlieren müsse? Freilich gab es auch eine Zeit, wo wir uns über Mangel an Beschäftigung zu beklagen hatten, aber da genügt das kleinste Revolutiönchen, um alles in Athem zu bringen, und ein glorreicher Tag ist mehr werth, als eine jahrelange Epidemie. Mögen alle Gewerbe über die Revolution jammern, von mir aus wird sie wenigstens gesegnet. Seitdem sie ihre Hörner an unserm lieben Frankreich stumpf stößt, ist unsere Profession die erste der Welt geworden.

Doctor. Wenn ich fragen darf, gab es denn auch heute hier glorreiche Tage?

Todtengräber. Es mag seyn, daß es deren an andern Orten gegeben hat, weil die glorreichen

Tage jetzt bald dahin, bald dorthin wandern, und jede Stadt ihre eigene Sorte zu haben wünscht; allein in Paris waren heute keine, und darum wurde auch auf dem Kirchhof eine komische Oper aufgeführt.

Policinell. Treiben denn die Franzosen sogar noch auf dem Kirchhof Possen?

Todtengräber. Sie haben bloß dem Pfarrer zum Spott einen abgefallenen Pfaffen in ein katholisches Begräbniß legen wollen.

Doctor. Wenn der Mann im Leben kein Katholik war, was sollte es ihm helfen, wenn man ihn nach dem Tode katholisirte?

Todtengräber. So ist's; sie leben wie die Thiere, welche die Juden weder gesotten noch roh essen mögen, und dann wollen sie dennoch wie Christen begraben seyn.

Doctor. Wo mag den dieser Widerspruch seinen Grund haben?

Todtengräber. Aufrichtig gesprochen glaube ich, daß es ihnen, sie mögen thun, was sie wollen, dennoch nicht gelingt, alle Spuren der Taufe und alle Erinnerungen des Credo aus dem Herzen zu verbannen, und daß sie darum stets von einiger Furcht gequält werden, von der Gemeinde ausgeschlossen zu sterben, und mit dem Gesang der Marseilliaise in der andern Welt anzukommen.

Doctor. Die am Leben gebliebenen denken aber doch nicht an solche Dinge.

Todtengräber. Das könnt ihr euch wohl einbilden, allein sie treiben es so zum Verdruß der Katholiken.

Doctor. Wie kann aber so etwas statt finden, da die katholische Religion die herrschende in Frankreich ist?

Todtengräber. Einmal war sie wohl die herrschende; doch schon mit der berüchtigten Karte von 1814 wurde ihr diese Herrschaft genommen, sie wurde mit allen andern Glaubensbekenntnissen gleichgestellt, und in eine bloße Bürgerin umgewandelt, indem man sie zur Staatsreligion erklärte.

Doctor. Und die Karte von 1830?

Todtengräber. Erklärte, daß sie die Religion der Mehrzahl der Franzosen sey; womit sie übrigens eine Wahrheit sagte, wenn man von der Taufe Clodwigs zu zählen anfängt.

Doctor. Wie dem auch seyn möge, immer schützt doch die Regierung alle Religionen, und wird also nicht zugeben, daß der katholischen Kirche irgend ein Zwang angethan werde.

Todtengräber. So sollte es freilich seyn, allein in der Wahrheit finden Juden, Türken und Ketzer aller Art hier im Lande der Freiheit Gunst und Schutz, und nur die Katholiken allein werden unterdrückt, verfolgt und verhöhnt. Es genügt, sich als ein ächter Katholik zu zeigen, um zur Zielscheibe für alle zu werden.

Doktor. Und woher kommt denn diese tolle Wuth gegen eine Religion, zu welcher sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt?

Todtengräber. Sie behaupten, die katholische Religion sey der Revolution entgegen; sie wolle keinen Aufruhr, gebiete Gehorsam dem Könige, verdamme die glorreichen Tage, und stecke denn auch wohl ihre Nase in gewiße Heimlichkeiten; vor allem aber bestünde sie darauf, daß die männlichen und weiblichen Dinge sich hübsch anständig auseinander halten, und nicht zusammenlaufen. Wäre es wirklich so, dann müßte das Leben eines Katholiken freilich eine große Qual seyn.

Doctor. Ehemals wußte jedermann, daß man hienieden ordentlich leben muß, wenn man es in der andern Welt gut haben will.

Todtengräber. Ei, meine Herren, um Liberale zu seyn, muß man sich nicht so sehr von der Hölle ängstigen lassen. Wenn ihr solche Scrupel habt, könnt ihr am wenigsten an Freiheit denken.

Doctor. Ich will keineswegs scrupulös seyn, wenn es aber nach dem Tode ein anderes Leben gibt. — — —

Todtengräber. Wer weiß das!

Doctor. Und wenn in jenem andern Leben eine Hölle ist. — — —

Todtengräber. Wer weiß das!

Doctor. Wer weiß, wer weiß! Wird denn ein vernünftiger Mensch sein ewiges Geschick auf ein „wer weiß" gründen wollen?

Todtengräber. Hört, ihr lieben Herren. Die ächten Liberalen schmeicheln sich damit, daß es mit ihnen, wie mit den Schweinen sey, bei denen auch alles am Ende ist, sobald sie einmal zu Würsten verhackt sind. Wird es ihnen so gut, dann: Vivat die souveräne Heerde! Gibt es aber wirklich eine Wohnung des Teufels, dann ist der Weg der Revolution freilich die Hauptstraße, welche dahin führt. Gehabt euch indessen wohl, ich muß an meine Arbeit.

Doctor. Policinell!

Policinell. Herr Doctor!

Doctor. Die Sachen werden immer toller. Hören wir jetzt, welchen Rath uns der Philosoph gibt, und dann schnell zum Entschluß!

## Achter Auftritt.

### Policinell, Doctor, und ein Professor der Universität.

Doctor. Ist dieß der Eingang zur Universität?

Der Professor. Ja wohl, was wünschen Sie?

Doctor. Wir wünschten mit einem Philosophen zu sprechen, um in den Dingen und Angelegenheiten der Revolution unterrichtet zu werden.

Professor. Wollen Sie nicht mehr, dann ist jeder Professor im Stande, Ihnen gefällig zu seyn, und ich selbst biete mich gerne dazu an.

Doctor. Wird denn vielleicht auf der Universität keine andere Wissenschaft gelehrt?

Professor. Im Gegentheil, es werden so viele verschiedene Wissenschaften gelehrt, daß gegenwärtig beinahe mehr Professoren da sind, als Schüler, allein die Wissenschaft der Revolution wird von allen vorgetragen; und ohne uns hätte die Revolution auch gar nicht statt finden können.

Policinell. Bezahlen denn die Fürsten vielleicht dieses Amt eigens, damit ihre Unterhanen von Ihnen in der Empörung unterrichtet werden?

Professor. Lassen Sie das, und sagen Sie mir lieber, was Sie zu wissen wünschen.

Doctor. Sagen Sie uns gefälligst, was man mit der Revolution gewinnt?

Professor. Vom Herzen gern! Durch sie gewinnt man das unschätzbare Kleinod der Unabhängigkeit und der Freiheit.

Doctor. Und worin besteht die Freiheit?

Professor. Sie besteht darin, daß jeder nach Belieben thun darf, was ihm gefällt, ohne daß ihm von irgend jemand Zwang angethan wird.

Policinell. Also morden, rauben, die Weiber ein wenig betrügen — —

Professor. Das nicht; denn es versteht sich ja von selbst, daß jeder nur das frei thun darf, was nicht vom Gesetze verboten ist.

Doctor. Also gibt es auch im Lande der Freiheit solche Hemmketten von Gesetzen und Verbothen.

Professor. Wie könnte wohl eine Nation ohne Gesetze bestehen?

Doctor. Nun gut; wenn es aber so seyn muß, so ist es ja gleichviel, ob man unter dem Befehle eines Königs lebt. Auch unter einer absoluten Regirung kann jedermann alles frei thun, was die Gesetze erlauben.

Policinell. Auch die Türken, wenn sie den Pfahl zwischen den Hinterbacken fühlen, genießen immer noch die schönste Freiheit, zu thun, was sie wollen, wenn sie nur dem Gesetze gehorsam sind, und das Klystier gerne empfangen.

Professor. In absoluten Monarchien ist der König Souverän, und er macht die Gesetze, wäh-

rend in constitutionellen Staaten das Volk Souverän ist, und nur von diesem die Gesetze ausgehen.

Doctor. Verzeihen Sie die Frage: sitzt denn in den constitutionellen Ländern jeder vom Volke auf dem Throne, und gibt jeder Gesetze?

Professor. Sie begreifen wohl, daß dieses nicht möglich ist. In den constitutionellen Ländern setzt man, der äussern Formalität wegen einen Louis-Philipp von der Karte Gnaden auf den Thron, der übrigens natürlich für nichts gilt, und jährlich so und so viel erhält, um als König zu figuriren. Indessen werden die Gesetze von den Repräsentanten der Nation gegeben, die, wie diese, auch im Wesentlichen die Souveränität ausüben.

Doctor. So sind also auch in den constitutionellen Staaten der wirklich Befehlenden nur wenige, und allen andern bleibt nur das Gehorchen übrig?

Professor. Ja, aber die Repräsentanten werden vom ganzen Volke gewählt, welches ihnen auf solche Weise die Ausübung der Souveränität in seinem Namen überträgt.

Doctor. Alle, alle vom Volk sind Wähler der Repräsentanten? Männer, Frauen, Lastträger, Fischhändler, Kuppler?

Professor. Gott behüte! Es sind eben gewiße Klassen von den mehr ausgezeichneten Bürgern bestimmt, welchen das Wahlrecht ausschließend zusteht.

Doctor. So gehören mithin alle die, welche in diesen Klassen nicht enthalten sind, keineswegs

zum souveränen Volk, weder ganz noch halb; und auch unter der Herrschaft der Constitution ist ihnen nichts anders beschieden, als der Gehorsam. Ist aber dieses nicht etwas im Widerspruche mit den Rechten des Menschen?.

Professor. Gewiß nicht, weil es durch die menschliche Natur selbst nothwendig bedingt ist, daß die ausgeschlossenen Klassen einigermaßen auf die Ausübung der Souveränität verzichten, und daß sie sich damit begnügen, zur Erhaltung der guten Ordnung auf der Welt und zum allgemeinen Besten der Gesellschaft den andern beizustimmen.

Doctor. Das begreift sich ohne Anstand. Aber sagen Sie mir doch, Herr Professor, wenn der größere Theil des Volkes zur Erhaltung der Ordnung auf der Welt und zum Besten der Gesellschaft auf seine ganze Souveränität verzichten und stets im unterthänigen Gehorsam leben soll, und wenn dieses den Rechten des Menschen nicht entgegen ist: warum soll es dann diesen Rechten widersprechen, wenn die wenigen Wähler vollends auch noch auf ihren Antheil an der Souveränität verzichten sollen? und zwar der größern Beruhigung der Welt und des Vortheils der Gesellschaft wegen, der um so bedeutender und größer seyn wird, als es dadurch gelingt, unter einem Könige im heiligen Frieden zu leben, und weder eine Revolution mit aller ihrer Verwüstung, noch eine Karte, noch eine Deputirtenkammer, noch Aufruhr, noch Elend, noch Blutvergießen, noch glorreiche Tage mehr zu haben.

Professor. Das ist eine Schwierigkeit, woran wir vor der Revolution nicht gedacht haben.

Doctor. Das ist kein großer Schaden, wenn ihr nur hintennach daran denkt. Inzwischen wollen wir ein wenig rechnen. In Frankreich leben dreißig Millionen Einwohner, und darunter findet sich kaum eine halbe Million Wähler. Von sechzig Theilen des Volkes sind also auch dort neunundfünfzig Theile Unterthanen, wie in der ganzen übrigen Welt, und versuchen es gar nicht, nur ein Nadelkopf groß ihre Souveränität geltend zu machen.

Professor. Es versteht sich jedoch — — —

Doctor. Ich bitte meine Rechnung endigen zu dürfen. Wenn es nun zu den Wahlen kommt, so ist wenigstens wieder ein Drittheil dieser Wähler krank, oder durch irgend etwas anderes verhindert, so daß sich die Wähler in der Wirklichkeit nur auf den hundertsten Theil der Nation beschränken. Nun machen sich aber diese Wahlen alle fünf oder sechs Jahre nur einmal, und es kann demnach ein Mensch sein Wähleramt während des ganzen Lebens nur fünf oder sechsmal, und nicht öfters ausüben. So sind also neunundneunzig Hunderttheile des französischen Volkes niemals Souverän, und die Franzosen des Einhunderttheils Wähler üben im Laufe ihres politischen Lebens die Souveränität fünf oder sechs Minuten lang, und zwar nicht mehr und nicht minder aus, als daß sie ihre Wahlstimme in die Wahlurnen werfen. Nun bitte ich Sie, mir

offen zu sagen, ob Ihnen dieses als eine ächte Souveränität, oder als ein Narrenspiel erscheint, worüber sich ein ehrlicher Hans mit allen Hänschen todtlachen möchte?

Professor. Ist aber die Deputirtenkammer, in welcher doch wesentlich die Ausübung der Souveränität wurzelt, nicht ganz aus dem Volke zusammen gesetzt?

Doctor. Ohne Zweifel, doch lassen Sie uns noch ein wenig rechnen. Von den vierhundert Deputirten der Kammer kommt immer ein Deputirter auf fünfundsiebenzig tausend Franzosen, und sohin sind von dem gesammten Frankreich immer vierundsiebenzig tausend neunhundert neunundneunzig Theile gewöhnliche Unterthanen, die gehorchen und den andern zu Willen leben, wie es in der ganzen übrigen Welt geschieht. Ein einziges winziges, unmerkliches Theilchen aber an der Spitze aller andern ist es allein, welches ein Bißchen von der Ausübung der Souveränität genießt. Sagen Sie mir nun auf Ihr Gewissen, ob es ein Unglück wäre, wenn auch dieses unmerkliche Bißchen gleich allen übrigen Franzosen Unterthan würde, und wenn sich ganz Frankreich in Ruhe und Frieden von einem souveränen Könige beherrschen ließe, statt von einer souveränen Kammer unter stätem Sturme und Wirrwarr hinundwieder gerissen zu werden; von einer Kammer, die sich den ganzen Tag lang in

den Haaren liegt, und dem Himmel wie der Erde Aergerniß gibt?

Professor. Ei, das führte ja wieder zur absoluten Gewalt; das Volk wäre nicht mehr Souverän, und die Gesetze kämen nicht mehr vom Volke, sondern vom Könige.

Doctor. Ist denn aber ein König vielleicht ein wildes Thier, welches sich mit dem Fleisch und Blut seiner Unterhanen mästen muß? Ist nicht vielmehr ein König der Vater und gnädige Herr seines Volkes? Würde er auch nicht die Liebe eines Vaters fühlen, so würde doch stets das eigene Interesse in ihm sprechen, welches jeder für alles fühlt, was sein eigen ist; und so würden die Gesetze des Königs immer des Volkes Wohl bezwecken, eben, weil das Volk sein Volk ist, und niemand den Schaden dessen wollen kann, der ihm angehört.

Professor. Aber der König kann sich täuschen, und kann getäuscht werden.

Doctor. Und die Deputirten der Kammer können sich noch viel leichter täuschen, weil in dem Herzen des Königs nur eine Leidenschaft spricht, die den Interessen seines Volkes nicht wohl lange entgegen seyn kann, während in den Herzen der Deputirten alle verschiedenartigen Privatleidenschaften laut werden, die nur zu sehr und zum bittern Schaden des Volkes mit seinen Interessen feindlich zusammenstoßen. Darum, bedenken Sie es wohl um Gottes Willen! Ferner, in der Deputirten-

kammer geht kein Gesetz einstimmig durch, sondern der will es, jener nicht, und von den beiden Partheien muß nothwendig eine sich täuschen und Unrecht haben. Wenn nun aber immer mehrere Deputirte dem Irrthum unterworfen sind, wer bürgt der Nation dafür, daß die Täuschung immer auf der Seite der unterliegenden Minorität und nicht auf jener der siegenden Majorität sey?

Professor. Eine solche Bürgschaft ist auf der Welt nicht möglich, und in allen menschlichen Dingen ist man der Gefahr eines Irrthums Preis gegeben.

Doctor. Auch das gebe ich gerne zu; allein wenn sich die Nationen wegen des allgemeinen Schicksals der Menschheit darein ergeben müssen, den Irrthümern der Deputirten ausgesetzt zu seyn, warum sollten sie sich denn nicht darein ergeben, es mit den weit unwahrscheinlicheren und minder gefährlichen Verirrungen der Könige zu wagen?

Policinell. Herr Professor, warum winden Sie sich wie ein Wurm? Sind Sie denn, wenn Sie die Revolution predigen, vielleicht gewöhnt, mit den Füßen zu argumentiren, und macht es Ihnen übel, wenn Sie hören, daß man den Kopf dazu nimmt?

Doctor. Kommen wir zum Schlusse, so ergibt es sich, daß man in einem constitutionellen Staate die Freiheit genießt, jedoch nichts Anderes thun darf, als was vom Gesetze gestattet ist; daß das

Volk souverän ist, daß jedoch von fünf undsiebenzigtausend Volkstheilen vierundsiebenzigtausend neunhundert und neunundneunzig Theile fortwährend in Unterthänigkeit gehorchen, und nicht das mindeste von einer souveränen Gewalt ausüben; daß die Deputirten der Nation die Gesetze votiren, daß man jedoch nicht weiß, ob die Majorität, welche sie annimmt, oder die Minorität, welche sie verwirft, Recht habe. Aufrichtig gesprochen, Herr Professor, wissen Sie in dem constitutionellen Staate andere Vortheile aufzufinden?

Professor. So viel mir bewußt, ist es allerdings nicht anders.

Doctor. Dann entschuldigen Sie aber auch gefälligst unsere Belästigung, weil wir weiterer Lectionen nicht bedürfen. Die Revolution mag für die Professoren der Universität lieb und angenehm seyn, allein die ganze übrige Welt befindet sich bei ihr übler, als vorher. Herr Policinell, ziehen wir unsers Wegs!

Policinell. Mein Herr Lehrmeister, ich empfehle mich Ihnen. Fahren Sie eifrig fort, die Revolution zu predigen, und es kann dann gar nicht fehlen, daß Sie als ein rechter Ehrenmann gelten, und wegen Ihrer gewissenhaften Treue gegen Ihren König, der Sie für den Unterricht der Jugend bezahlt, vor aller Welt gepriesen werden.

# Letzter Auftritt.

## Policinell, Doctor und die Erfahrung.

Doctor. So stehen die Sachen, mein Policinell, die Revolution ist eben nichts, als eine Revolution, und jene Schlingel von Bologna haben Narrenspossen getrieben. Es bleibt also nichts übrig, als nach Neapel umzukehren, und sich geduldig auspfeifen zu lassen.

Policinell. Das Pfeifen scheint mir nicht das schlimmste zu seyn, wenn aber nur nichts übleres nachkommt.

Doctor. Was befürchtest du denn?

Policinell. Was weiß ich? Es ist freilich wahr, daß die Könige gütig sind und gerne verzeihen, deswegen ist ihnen auch seit kurzem, wo sie von einer Vergebungsdiarrhöe befallen wurden, die Gerechtigkeit ganz abhanden gekommen; allein der Spaß dauert schon zu lange, und ein oder das andere Mal werden sie dennoch einsehen, daß man mit der Revolution keinen Scherz treiben darf. Es wäre mir aber gar nicht lieb, wenn sie diese Einsicht gerade bei uns erhielten.

Doctor. Gewiß werden ihnen ein oder das andere Mal die Augen aufgehen, und sie werden

dann erkennen, daß, wenn man denjenigen, welcher einem Ehrenmanne die Nase entzweischlägt, und einen Ducaten stiehlt, nicht ungestraft lassen darf, noch vielweniger der straflos bleiben kann, der die Zerstörung und den Untergang der ganzen Volksgesellschaft befördert. Wir haben jedoch nichts zu fürchten, denn wir sind keine Empörer, und haben niemanden etwas zu Leide gethan. Allerdings sind auch unsere Köpfe von dem vielen Durcheinanderschwatzen etwas confus geworden, das verzeiht uns aber der König gewiß, und unsere Freunde werden uns deshalb nur bedauern, weil es in den gegenwärtigen Zeiten ein Unglück ist, welches allen begegnen kann.

Policinell. Es kann so seyn, wie Sie sagen, allein es ließe sich doch auch noch ein anderer Entschluß fassen.

Doctor. Was hättest du Lust zu thun?

Policinell. Ich weiß es ganz zuverläßig, daß in der Nähe von Neapel eine Gegend ist, die eigentlich das wahre Schlaraffenland der Liberalen vorstellt. In dieser Gegend hat sich einer kaum als Aufrührer gezeigt, so wird ihm auch alsbald eine Anstellung, eine Pension oder sonst eine Gnade der Regierung zu Theil. Er mag allerlei böses verübt haben, er mag von Allen angeklagt werden, das schadet ihm alles nichts; man läßt die Gerechtigkeit und die Klugheit schreien, so viel sie wollen, und man zieht die getreuen Unterthanen bis auf's

Hemde aus, um für die Aufrührischen recht liebvoll zu sorgen. Dahin, Herr Doctor, in das gesegnete Ländchen, könnten wir wohl ziehen, und dort auf Kosten der Tölpel ganz behaglich leben.

Doctor. Mein Policinell, dahin gehe ich nicht, denn solche Dinge kann ich nicht ertragen. Entweder ein getreuer Unterthan, oder ein offener Rebell! Aber diese verlarvten Schlangen sind die Schande der Natur und der Unflath jeder menschlichen Gesellschaft. Ein Ehrenmann würde lieber am Galgen sterben, als heute dieses und morgen ein anderes Gesicht zu zeigen.

Policinell. Sie sprechen eben als ein Herr Doctor; doch sind auch so viele Herrn, so viele angesehene Personen — — —

Doktor. Still! — — Wer ist die Alte, die auf uns zu kommt?

Die Erfahrung. Darf man fragen, ihr Herrn, wohin ihr reis't?

Doctor. Wir fliehen aus dem Reiche der Constitution, und kehren in Länder zurücke, wo absolute Könige regieren.

Erfahrung. Gerade dahin suche ich eine sichere Gelegenheit.

Doctor. Wie heißt ihr, gute Alte, und was habt ihr mit den Königen zu verhandeln?

Die Erfahrung. Ich bin die Erfahrung, und habe den absoluten und legitimen Königen stets wohlgewollt, weil ich einsah, daß es sich ohne

sie übel lebte, und daß diese Albernheiten von Karten zu nichts weiter dienten, als überall Feuer anzuzünden und jeden Wohnort zu beschmutzen. Aber eben deswegen, weil ich den Königen wohl will, habe ich ihnen einige Worte geschrieben, denn sie sind, im Vertrauen gesagt, etwas von der rechten Straße abgekommen, und wenn sie nicht auf die Stimme der Erfahrung hören, so können sie leicht Karl dem Zehnten Gesellschaft leisten. Ueberbringt ihnen darum dieses Schreiben.

Doctor. Sollen wir es zu allen Monarchen von Europa hintragen?

Die Erfahrung. Es kann seyn, daß zwei oder drei es nicht bedürfen, gebt es aber dennoch lieber an alle ab, weil es keinem schaden kann.

Doctor. Hören Sie, verehrte alte Dame, wir wollen ihnen herzlich gerne dienen, aber den Königen darf man nicht zu viel vertrauen. Sie scheinen mir eine entschlossene Frau, nnd wer weiß, ob Sie sich in dem Schreiben nicht etwas zu stark ausgedrückt haben. Nun wünschte ich aber nicht, daß die Ueberbringer zuletzt übel wegkämen.

Die Erfahrung. Befürchtet durchaus keine Indiscretion von meiner Seite; um euch jedoch vollkomen sicher zu stellen, so leset meinen Brief selbst zu eurer Beruhigung.

Doctor. Wenn es so ist, so wollen wir ihn lesen und Ihnen dann mit Freuden dienen.

## Die Erfahrung an die Könige der Welt.

„Meine verehrten Fürsten, was thut ihr? Die „Welt stürzt dem Abgrunde entgegen, die Flammen „knistern unter dem Sitze eures Throns, der Krebs „durchfrißt den ganzen socialen Körper, und ihr „schlagt ruhig die Arme übereinander, legt ein paar „unbedeutende Pflaster auf die unermesslichen Wun- „den der Völker, und greift nicht zu kräftigen und „wirsamen Mitteln! Erwachet aus diesem Todes- „schlafe, bedenkt, daß die Revolutionäre nicht scherzen, „und nichts anders wollen, als euch gänzlich aus „dem Kalender wegzustreichen, und erinnert euch, „daß eure Sache mit der eurer Völker enge verbun- „den ist, die kraft des Gebotes der Vorsehung von „euch geführt, vertheidigt und gerettet werden sollen. „Waffnet euch also mit Muth, und zaget nicht vor „kühner Wagniß, weil Gott die erhält, welche für „die Gerechtigkeit kämpfen. Holt Rath bei der „Wahrheit, und folget der Stimme eueres Herzens, „und lasset euch nicht bethören durch die verräthe- „rischen Ziereien jener feilen Buhlerin Politik. Zu- „letzt aber studiret die Bücher der Erfahrung, und „um das verführte Geschlecht wieder nach und nach „auf die rechte Bahn zurückzuführen, wählt jene „Heilmittel, welche die Erfahrung euch lehren wird.“

Policinell. Dagegen wird sich kaum etwas sagen lassen, und die Könige können darüber gar nicht ungehalten werden.

Die Erfahrung. Wie konnte es euch denn jemals in den Sinn kommen, daß ich die Könige beleidigen wolle? Ich spreche wohl mit Zuversicht, weil ich ihre Lehrerin bin, und weil auch sie, wenn man unter vier Augen ist, eine aufrichtige und herzliche Sprache gerne vernehmen. Im übrigen aber lehrt die Erfahrung immer, daß man die verehren müsse, welche Gott als Oberhäupter der Nationen eingesetzt hat, weil da, wo die Ehrfurcht vor den Königen aufhört, das Verderben der Völker beginnt. Doch fahrt fort im Lesen des Schreibens!

Doctor. „Sobald man Uebelthaten gewahr „wird, muß man vor allem andern die Stimme „erheben und gegen die Uebelthäter sprechen. Darum „erhebet die Stimme auf euern Thronen; ermahnt, „tadelt und bedroht, und begnüget euch nicht mit „einem Edicte, in welchem so obenhin ein scheuer „Tadel mit den süßesten Honigworten verquickt ist; „sondern eure Rede sey die Rede eines Königs, „der das Recht und die Macht hat, zu gebieten „und sich Gehorsam zu verschaffen. Ueberdieß er„muntert die Guten, und bewirket, daß auch sie „reden, und ihre Stimme erheben gegen die Bösen. „Die Welt ist angefüllt mit Brochüren, Journalen „und Büchleins, welche die politische und sittliche „Pest verbreiten; erfüllt nun auch ihr sie mit heil„samen Schriften, die ein Gegengift sind gegen „die Verführung der Geister. Gebrauchet die Waf„fen eurer Feinde; und wenn die Empörer die

„Welt lachen machen auf Kosten der frommen „Treue, so sollen die Guten sie lachen machen auf „Kosten der Revolution; und wenn das Gift von „der Propaganda aller teuflischen Ränke so wohl„feilen Preises verkauft wird, so sorge der Schatz „der Souveränität dafür, daß das Gegengift un„entgeldlich verabreicht und verbreitet werde. Das „Menschengeschlecht will gegenwärtig die Lust des „Lesens nicht entbehren, und ein Blatt Papier, „mit Geist und Einsicht geschrieben, wirkt kräftiger „als ein Bataillon Grenadiere. Auch fehlt es nicht „an Menschen von rechtem Sinn und Genie, die „in diesem Streite für euch fechten, aber man „muß sie aufsuchen, ermuthigen, manchmal auch „belohnen. Doch wer von euch hat nur den vierten „Theil jener Summen, welche den Universitätsleh„rern mit der Ueberzeugung gezahlt werden, daß „sie der Jugend den Umsturz aller Throne einprä„gen, jenen vertheidigenden Schriftstellern dieser „Throne zufließen lassen? Glaubt mir ihr Fürsten! „sprechet und laßt zu den Völkern sprechen, und „seyd gewiß, daß jedes rechte Wort seinen Weg „zum Herzen finden werde.“

Policinell. Ei, das ist ganz vortrefflich gesagt. Diese liberalen Herrn verwirren uns die Köpfe mit ihrem Gewäsche, weil sie gleichsam das Wort allein haben; wenn man aber dem armen Volke den Liberalismus in seiner häßlichen Blöße zeigte, so würde unser kleines Hirn den Fabrikan=

ten der glorreichen Tage bald nicht mehr zum Zeitvertreibe dienen. Hätten wir die Zeitung von Modena mit dem Titel „die Stimme der Wahrheit" früher gelesen, so wären wir niemals unsers Königs überdrüßig geworden, und hätten niemals daran gedacht, dieser Narrheit von Volkssouveränität nachzulaufen.

Die Erfahrung. Meine lieben Kinder, der Herzog von Modena hat zwar nur ein kleines Pünktchen auf der Landkarte, allein mit der Förderung dieses Journals hat er wahrlich grosses gethan. Er hat dabei einen ächt königlichen Sinn beurkundet, und sich um die ganze Völkergesellschaft wohl verdient gemacht; und ihr dürft wohl überzeugt seyn, daß durch das Modeneser Blatt bis jetzt schon manche politische Bekehrung bewirkt worden ist. Doch fahrt fort zu lesen.

Doctor. „Wenn es nicht mehr genügt, die „Stimme gegen die Bösen zu erheben, so muß „man die Arme gegen sie erheben und sie strafen, „doch die Strafe muß streng und sicher treffen. „Sie, die auf den Umsturz der ganzen Welt sinnen, haben ihre Maßregeln von lange her eingeleitet, und die Straflosigkeit für sich selbst und „ihre Anhänger dadurch zu begründen gesucht, daß „sie Menschlichkeit und Milde in der Bestrafung „lehrten. Und wollt ihr euch durch solche schmeichelnde und einschläfernde Gesangsweisen bethören „lassen, so werdet ihr bald, um sanftmüthig und

„nachsichtig zu seyn, nicht mehr gerecht seyn kön-
„nen. Und damit wäre dann die Fülle alles Un-
„rechts über die Welt ausgegossen; die Zuversicht
„der Vergebung zerreißt den Zügel der Furcht, und
„für einen losgesprochenen Verräther zählt ihr
„hundert getreue Unterthanen, die zum Verrathe
„verführt werden. Darum kehrt zurücke auf die
„alte Bahn, und wenn ihr wünschet, daß der
„Arm eurer Gerechtigkeit nur wenige treffen möge,
„so sorget, daß er unnachsichtlich treffe. Den Ver-
„such der weichen Duldung habt ihr gemacht, und
„er hat euch nur bittere Früchte gebracht; wählt
„nun den Versuch des blutigen Gerichts, und ihr
„werdet sehen, daß es bald nicht mehr zur Mode
„des Tags und zum Kauderwälsch des guten Tons
„gehören wird, sich als Empörer zu brüsten. Be-
„ginnt aber mit den kleinen Vergehen, die zur
„größern Schuld führen, und die Züchtigung eurer
„Gerechtigkeit sey streng und abschreckend. Das
„Gemüth der Verbrecher ist trozig und grausam,
„und sie lassen sich keineswegs durch kindische Stra-
„fen, wie sie die Zieraffen der Philantropie anprei-
„sen, schrecken. Gott, der Vater alles Erbarmens,
„hat der Hölle in seiner ewigen Weltordnung ei-
„nen Plaz angewiesen, um das Böse zu bestrafen;
„und diese Hölle dient in wunderbarer Weise zur
„Bevölkerung des Himmels. Sparet das Blut der
„Unschuldigen dadurch, daß ihr stets bedenket: der
„liebevollste und mitleidigste Fürst sey in Wahrheit

„der, welcher in dem Henker ein höheres Werk„zeug erkennt. Die Stimme der Natur und die „Stimme der Gottheit haben das Strafgesetzbuch „dictirt: Hand für Hand, Aug für Aug, Leben „für Leben! Haltet dieses Gesetzbuch in mächtiger „Wirksamkeit, und bald werdet ihr erfahren, daß „die Herrstraßen sicher sind, wie die Kasernen eu„rer Kriegsleute; daß der Schatz eures Reichs nicht „eine ganze Bevölkerung von Schuldigen in den „Gefängnissen ernähren muß, und daß die Erschüt„terung eures Throns nicht mehr das Sinnen und „Streben aller Taugenichtse ist.“ — Mich dünkt aber doch, gute Alte, daß Sie hier etwas zu strenge sind.

Policinell. Mich dünkt vielmehr, daß sie hier vollkommen recht hat, und auf diese Dinge verstehen wir Lazzaroni uns besser, als die Herrn Doctoren selbst. So lange man noch die Gewalt und den Strick anwendete, zitterte alles bei dem Namen der Gerechtigkeit, und jeder hütete sich, die Hand auszustrecken, um nicht in das Gefängniß zu wandern; jetzt dagegen werden die Processe bloß zum Spaß, weil jedermann vorher weiß, daß die ganze Geschichte mit einer Kleinigkeit abläuft. Für die schweren Verbrechen ist man der Begnadigung gleichsam gewiß, und für die leichtern gibt es ohnehin nichts anders, als einen kurzen Verhaft oder höchstens eine kurze Frist für die öffentliche Zwangsarbeit. Niemand fürchtet aber diese Stra-

fen, weil unser armes Volk im Gefängnisse besser daran ist, als im eigenen Hause, und weil ein zur Zwangsarbeit Verurtheilter noch einmal so viel gewinnt, als ein Taglöhner, und um die Hälfte weniger zu arbeiten hat.

Die Erfahrung. Meine Kinder, glaubt der Erfahrung auf's Wort, und seyd versichert, daß, wenn die Welt schlimmer geworden, es nur darum geschah, weil die Lasterhaften nicht strenge mehr bestraft wurden. Sollten euch die Könige keinen Glauben beimessen wollen, so macht euch anheischig, die Strafregister nachzuschlagen; und wenn sie jene aus den Zeiten, die man gewöhnlich die grausamen nennt, mit denen der Gegenwart vergleichen, dann mögen sie erkennen, ob der öffentlichen Moral besser mit der sogenannten philosophischen Humanität oder mit Strang und Schwert gedient ist. Inzwischen leset weiter.

Doctor. „Ein guter Vater soll von seinen Kin„dern die schlechte Gesellschaft ferne halten, damit „sie nicht durch schlechte Unterhaltung und Umgang „verdorben werden. Und so muß auch ein weiser „Fürst verhindern, daß seine treuen Unterthanen „nicht befleckt, und daß die bereits angesteckten nicht „durch das Lesen aufrührischer und verderblicher „Schriften noch entarteter werden. Ich weiß wohl, „daß ihr nun das Unglück erkannt habt, das durch „die Presse verbreitet worden; dessen ungeachtet „sehe ich nicht, daß ihr eine feste und genügende

„Schutzwehr dagegen errichtet. Während ihr die „Vergifteten heilen wollt, laßt ihr dem Gifte selbst „freien Lauf. Bringet die Politik in Einklang mit „der Religion, und die eine wie die andere mögen „Tag und Nacht wachen, und unerbittlich seyn „gegen die Pest der Presse, die sich unter tausend „verschiedenen Gestalten und Vermummungen verbrei„tet. Vor allem schützet euch und das Volk vor „jener kleinen Pest, die durch alle Hände läuft, „und wenigstens auf eine bestimmte Zeit verbannet „aus euern Ländern alle fremden, unverbürgten „Journale und Zeitungen. Alle diese Blätter sind „der Parthei der Revolution verkauft und leibeigen; „wenigstens schmeicheln sie ihr, um größern Absatz „zu finden, und es ist auch nicht eine Nummer „derselben, welche nicht eine bestimmte Portion Gift „einschmuggelte. Wo einmal die revolutionäre Gäh„rung besteht, da ist selbst die einfache Erzählung „oft Gefahrbringend, wenn nicht besonnene Klug„heit sie mäßigt. Denn die Geister unterliegen der „Ansteckung wie die Körper, und die Geschichten „scandalöser Ereignisse und Thaten wirken immer „vergiftend. Wendet deswegen die Blicke eurer „Unterthanen von gewissen zweideutigen Auftritten „ab, und bedenket, daß niemand Lust bekommt, „nachzuahmen, was er nicht gesehen."

Policinell. Was sollen aber die Müßiggänger anfangen, wenn sie keine Zeitungen mehr haben?

Die Erfahrung. Was haben sie denn vor hundert und fünfzig Jahren angefangen, als es noch keine Zeitungen gab?

Doctor. Mir scheint, Verehrte, daß Sie auch hierin zu strenge sind. Wie können Sie nur daran denken, dem Volke alle Blätter wegzunehmen und es zu verdammen, in gänzlicher Unwissenheit über die Welthändel fortzuleben?

Die Erfahrung. Meine Freunde, wenn die Kinder krank sind, muß man eine strenge Diät bei ihnen anwenden, und es ist immer besser, wenn sie deswegen jammern, als wenn sie an einer Unverdaulichkeit sterben. So lange die revolutionäre Cholera wüthet, muß die Diät der Presse die strengste seyn, und es dürfen durchaus keine andern Blätter erscheinen, als solche, die der Sache Gottes und des Rechtes dienen. Immerhin sollte in jedem Staate eine gute Nationalzeitung und ein gutes literärisches Journal bestehen, in welchen mit geziemender Klugheit die auswärtigen Nachrichten und eine gründliche Uebersicht der ausländischen Literatur geliefert würden.

Doctor. So wollen Sie auch diese Blätter in eine Art Staats-Regie umwandeln?

Die Erfahrung. Wenn zum Vortheile der Finanzen eine Taback- und Salz-Regie besteht, so thäte es weit mehr Noth, daß zum Frommen der Religion, der Moral und Politik eine Regie der Druckerpresse errichtet werde. — Doch fahren Sie in meinem Schreiben fort.

Doctor. „Wer seine Kinder ruhig erhalten „will, muß denselben ihre Belustigungen gönnen, „damit sie gerne und fromm in ihren Gemächern „bleiben, und nicht im ganzen Hause alles bunt „durcheinander werfen. So muß man es auch „gestatten, daß den Völkern Beschäftigung und „Erholung in der thätigen Entwickelung ihres „Familien- und Gemeindelebens zu Theil werde, „damit sie, selbst wenn Ruhe im Vaterlande herrscht, „nicht verlockt werden, die Nationalangelegenheiten „zu verwirren. Und gerade in dieser Beziehung, „meine Fürsten, habt ihr einen sehr ernsten Fehler „begangen, und noch immer ist es keinem eurer „Staatsmänner eingefallen, daß das Verderben „der Welt größtentheils aus dieser Verirrung her„vorging. Aus übelverstandenem Eifer für eure „souveräne Wirksamkeit habt ihr den Gemeinden alle „Privilegien, Rechte und Freiheiten genommen, „und habt alle Fäden der Gewalt, alle Bewegung „und allen Hauch des Lebens in eurer Regierung „vereinigt. Dadurch machtet ihr nun die Menschen „zu Fremdlingen auf dem eigenen Boden, zu Be„wohnern, aber nicht zu Bürgern ihrer Städte; „und aus dieser Vernichtung der vaterländischen, „heimathlichen Gesinnung wurde jener National„geist ausgeboren, welcher den Uebermuth und die „träumerischen Entwürfe der Völker zu Riesen „erwachsen machte. Nachdem ihr die Privatinteressen „aller, mit gewissen Gerechtsamen ausgestatteten

„Städte zerstört habt, bildetet ihr aus allen ge=
„trennten Einzelwillen gleichsam eine einzige Masse,
„die sich in einer einzigen Richtung nur bewegen
„sollte; und nun fühlt ihr euch zu schwach, eben
„die Bewegung dieses furchtbaren und maßlosen
„Ungeheuers zu regeln und zu hemmen. Indem
„ihr euch bis zu dieser gefährlichsten Untergrabung
„der Grundlage des Thrones verirrtet, behauptetet
„ihr, die ganze Reihe der Weltereignisse gleichsam
„mit einem Zügel zu lenken, und nun ist euch die=
„ser Zügel in den Händen zerrissen. Scheidet Völ=
„ker von Völkern, Provinz von Provinz, Stadt
„von Stadt, indem ihr jedem seine Interessen, seine
„Gesetze, seine Privilegien, seine Rechte und seine
„Freiheiten sichert. Strebet dahin, daß die Bürger
„überzeugt werden, sie seyen und gelten etwas im
„eigenen Hause, und darum erlaubt, daß sich das
„Volk mit der unschuldigen Lust einer bestimmten
„politischen Thätigkeit des patriotischen Ehrgei=
„tzes und des Wetteifers in der Gemeinde er=
„götze. Wirket dahin, daß die vaterländische Ge=
„sinnung mit der Emancipation der Gemeinden
„wieder auflebe, und dann wird das Scheinbild
„der Nationalgesinnung nicht länger gleich einem
„Dämon alle Geister verwirren. Beachtet das wohl,
„meine theuern, geliebten Fürsten! Wenn ihr sehen
„würdet, daß mit einem Male alle Pferde sich
„weigerten, ihre Last zu tragen und den Karren
„zu ziehen, und daß alle Ochsen sich sträubten,

„unter dem Joche zu gehen und die Erde umzu„pflügen, würdet ihr dann vielleicht auf dem Glau„ben beharren wollen, die Natur und Art dieser „Thiere sey plötzlich umgewandelt: oder suchtet „ihr die Ursache eines solchen Widerstandes nicht „vielmehr in einer Unordnung der Geschirre und „in der Unerfahrenheit der Führer? und jetzt, wo „alle Völker sich gegen den Zügel der Könige sträu„ben, warum wollt ihr hartnäckig eine Veränderung „der menschlichen Natur annehmen, und nicht lieber „erkennen, daß in der Art des Regierens einige „Mängel statt finden? Erwäget diese Worte wohl! „Wendet euern Blick auf die vergangenen Sitten „und Zeiten, und wenn ihr wünschet, daß die „gegenwärtigen Geschlechter gelehrig und lenk„sam seyen, wie die ältern, so beherrschet sie, wie „eure Väter sie beherrscht haben."

Policinell. Das ist alles gewiß sehr weise gesprochen, aber ich verstehe davon kein Wort.

Die Erfahrung. Ich weiß wohl, daß gewiße Reden vom Pöbel nicht verstanden werden, und leider haben alle Volksklassen ihres Pöbels nur zu viel. Allein an diese ist mein Schreiben auch nicht gerichtet, sondern an Fürsten. Doch fahret fort ohne Zeitverlust.

Doctor. „Eine anderere Hauptursache der „allgemeinen Welterschütterung ist die ungeschickte „Verbreitung einer oberflächlichen gelehrten Bildung „und der literärische Kitzel, welcher sogar bis in

„das Mark der Fischhändler und Stallknechte „gedrungen ist. Gewiß bedarf die Welt der Gelehr= „ten und Literatoren; allein sie bedarf auch der „Schuster, Schneider und Schmiede, der Ackerbauer „und aller Arten von Handwerkern. Sie bedarf „einer großen Maße eines guten, redlichen und „ruhigen Volkes, welches gerne und zufrieden im „guten Glauben auf andere lebt, und nichts dage= „gen hat, wenn die Welt durch die Einsicht anderer „geleitet wird, ohne darauf zu bestehen, sie mit dem „eigenen Verstande zu lenken. Allen diesen redli= „chen Leuten wird aber die literärische Bildung „verderblich, weil sie ihren Verstand, der von „Natur aus nur zu einer Wirksamkeit in einem „niedern, beschränkteren Kreise bestimmt ist, kitzelt; „weil sie Zweifel erzeugt, welche die Mittelmäßigkeit „ihrer Einsicht nicht zu lösen vermag; weil sie die= „selben an geistige Genüsse gewöhnt, welche ihnen „die einförmigen und langweiligen Körperarbeiten „unerträglich machen; weil sie Wünsche in ihnen „weckt, die mit der Niedrigkeit ihres Standes in „keinem Verhältnisse stehen, und weil sie das Volk, „indem sie es unzufrieden mit seinem Schicksal „machen, zu Entwürfen und Versuchen, sich eine „andere Bahn zu brechen, verleiten. Statt also „einen maßlosen Unterricht und eine unpassende „Verfeinerung zu begünstigen, müßet ihr mit kluger „Vorsicht für einige Beschränkung sorgen, und „niemals vergessen, daß, wenn sich ein Lehrmeister

„vorfände, welcher in einer einzigen Lehrstunde „alle Welt so gelehrt, wie Aristoteles, und so fein„gebildet, wie ein Oberstceremonienmeister des Königs „von Frankreich, zu machen verstünde, man diesen „Lehrmeister sogleich aus der Welt schaffen müßte, „um nicht jede Volksgesellschaft alsbald aufgelös't „zu sehen. Ueberlasset daher Bücher und Studien „den höhern Ständen und jenen Einzelnen, welche „ein ungewöhnliches Genie aus dem Dunkel ihrer „Abkunft auf eine höhere Stufe erhoben hat. Da„gegen sorget, daß der Schuster zufrieden sey mit „seinem Leisten, und der Bauer mit seiner Hacke, „ohne sich Kopf und Herz, in der Schule unsrer „Afterweisheit verderben zu lassen. Durch diese „übelverstandene und maßlose Ausgießung von „Cultur wurde die Gesellschaft von einer Unzahl „von Bauern und Taglöhnern in Verwirrung ge„bracht, die im Widerspruche mit der natürlichen „Ordnung sich den höhern Ständen zudrängen; „und ihr seht euch fortwährend genöthigt, der „einen Hälfte eueres Volkes die Haut abzuziehen, „um für die andere Hälfte Hosen machen zu lassen, „weil diese, die dazu geboren wurde, ihr Brod „mit dem Spaten und der Axt zu verdienen, nun trotzig „Anstellungen und Pensionen begehrt, und darauf „Anspruch macht, von der Feder zu leben und sich „Freude zu machen. Alle diese Naseweisen aber „ohne gründliches Wissen und Urtheil, und alle „diese Windbeutel ohne genügendes Vermögen und

„Eigenthum, um auch nur einen Topf auf eigenem „Heerde sieden zu machen, hegen nothwendig stets „Unzufriedenheit und Neid in ihrem Gemüthe, und „sind stets bereite Brennstoffe, um sich an dem Stur„meshauch der Revolution zu entzünden. Ja, die „unvorsichtige Verbreitung der Aufklärung und „Literatur unter ihnen hat diese drohende Masse „des Brennstoffes gleichsam in einen Körper ver„einigt, und ihr müßt mittelst kluger und scho„nender Beschränkung der Kultur die Glut dieser „aufrührerischen Philosophie zu dämpfen, und die „Pulvermine von euern Thronen zu entfernen „trachten."

Policinell. Ich bin zwar nur ein armer Lazzaroni, allein ich begreife doch wohl, daß Sie damit ganz recht haben. Wenn meine liebe Mutter, die Frau Policinella, nicht den Policinellenstreich gemacht hätte, mich in die Schule zu schicken, so wäre ich zwar ein etwas größerer oder etwas kleinerer Esel geblieben, als ich jetzt bin, aber ich hätte ein Handwerk gelernt, und wäre nun als Policinell zufrieden und könnte ehrbar leben. Allein gerade deswegen, weil man mich das Lesen lehrte, habe ich eine Menge Schweinereien gelernt, bin nun nicht mehr mit meinem Strohsacke und mit Kartoffeln zufrieden, und kam zuletzt auf den dummen Gedanken, mein Glück in dem Lande der Constipation aufzusuchen.

Die Erfahrung. Meine Freunde, alles ist nicht für alle gemacht, und wenn alle Thiere Elephanten wären, so würden uns die Esel und Hühner fehlen. Waffen in der Hand des Soldaten dienen der Sicherheit und Vertheidigung des Staats; gebt ihr sie aber in die Hände des tollen Pöbels, so verursachen sie eitel Streit, Unordnung und Mord. Kommt aber nun zum Schlusse des Briefs.

Policinell. Ist's noch nicht am Ende?

Die Erfahrung. Es sind nur noch wenige Worte.

Policinell. Arme alte Dame! Sie mußtne recht müde werden, als Sie die große Litanei niederschrieben.

Die Erfahrung. Inhalt und Worte sind wohl von mir, doch zum Niederschreiben habe ich mich eines andern bedient.

Policinell. Wie hieß denn dieser Schriftsteller?

Die Erfahrung. Er nennt sich 1150.

Policinell. Den kennen wir nicht.

Die Erfahrung. Ihr möget ihn später erkennen, oder auch niemals kennen lernen, darauf kommt es wenig an. Endigt nur jetzt den Brief!

Doctor. „Vor allem andern jedoch, wenn „ihr die Ruhe der Völker sichern, eure Throne „befestigen und die Welthändel in Ordnung bringen „wollt, müßet ihr die Ehrfurcht vor der Religion „wieder hervorrufen; vor der Religion, die „sich gegenwärtig von allen verhöhnt und verstoßen

„sieht, und selbst in ihren geweihten Tempeln kein „sicheres Asil mehr findet. Die Diener des Altars „sind eine Zielscheibe für die Frechheit des Pöbels „geworden, und jedes thörichte und der Verspottung „würdige Thun bezeichnet man frevelhaft als einen „Mönchsstreich. Die Sacramente, die Uebungen der „Frömmigkeit und die kirchlichen Vorschriften wer„den nur als die Sache schwacher Geister angese„hen, und das Zeichen des Kreuzes darf nicht „mehr frei und offen auf der Stirne des Christen „erscheinen. Die Kirchen sind der Tummelplatz für „religiöse Gleichgültigkeit und Scandale geworden, „und die Ueberbildung, indem sie jeglichem gläu„bigen Eifer Stillschweigen auflegt, versammelt „im gemeinsamen Sale und am gemeinsamen Tische „als herzeinige Genossen, Getaufte, welche sich An„beter von Christus nennen, und Beschnittene, die „sich rühmen, Christus zu lästern. Dieser Haß „und diese Verachtung der Religion sind das Werk „der, mit der Gottlosigkeit verbündeten Revolu„tion, und es ist euch wohlbekannt, daß jeder „Schlag, welcher den Altar getroffen, auch euern „Thron erschütterte und ihn mit gänzlichem Um„sturze bedrohte. Was habt ihr aber inzwischen „gethan, um diesen Schutzengel der Throne in „den Herzen der Völker wieder aufleben zu „lassen? und wo geschah es, daß der Eifer „der Könige für die Sache Gottes erglühte? „Ihr meine Könige, seyd religiös und gut, allein

„ist es etwa die Religiösität und Güte der Könige, „wodurch stets die Völker regiert werden? Geschieht „es niemals, daß die Religion in dem Herzen der „Könige gebeut, während sie der Politik und „dem Interesse der Kabinete dienen soll? Legt „die Hand auf das Herz, werft einen Blick auf „die Geschichtbücher eurer Regirungen, und ant= „wortet aufrichtig! Wo ist dasjenige eurer Reiche, „in welchem man nicht starke Bände von Edicten „und königlichen Verordnungen sammeln könnte, „die im grellen Widerspruche mit den Satzungen „der Kirche stehen? Wo ist diejenige eurer könig= „lichen Burgen, in welcher nicht irgend ein Prunk= „gemach mit den Verzierungen des Heiligthums „ausgeschmückt wäre? Welches ist diejenige eurer „Regirungen, die nicht dem väterlichen Hirten „des Vaticans schon einige bittere Thränen gekostet „hätte? So lange aber die Religion verfolgt und „bebend vor dem Throne der Fürsten erscheint, „wie soll sie ihre Herrschaft über die Herzen der „Völker wiedergewinnen? Und so lange die Völker „das Gebot der Könige nicht ehren, wie sollen sie „sich der Herrschaft der Religion unterwerfen wollen? „Darum höret ihr Fürsten, erwäget, erkennet, han= „delt! Verbündet euch im guten Glauben mit dem Prie= „sterthum; und ohne euern Nacken unter dessen Füsse „zu beugen, reichet ihm demüthig die Hand, weil „ihr zwar die Erstgebornen der Kirche, aber doch „die Kinder der Kirche seyd. Im Einklange mit

„dieser weisen, schonenden und frommen Mutter „wendet Wort, Beispiel, Klugheit, Milde und „Kraft an, und heilet so die Wunden, welche der „Religion geschlagen worden. Stellt die Säulen „des Altars wieder her, und die Festigkeit des Al- „tars wird die Unerschütterlichkeit eurer Throne „verbürgen!“ —

Policinell. Der Brief ist zwar etwas lang, aber gar nicht übel.

Doctor. Und er ist mit vielem Freimuth geschrieben.

Die Erfahrung. Meine Freunde, entweder die ganze, volle Wahrheit, oder nichts! Wenn man will, daß die Völker den strengen Tadel mit gutem Willen aufnehmen, so muß man sie überzeugen, daß die Wahrheit niemanden scheut, und auch den Königen gegenüber frei und klar spricht. Ausserdem glauben sie, daß man mit erkaufter Feder schreibe, und selbst das wahrhaftigste Wort bleibt ohne wirksamen Eindruck.

Doctor. Wie richten wir es denn ein, damit dieser Brief an alle Fürsten Europas gelange?

Die Erfahrung. Wenn ihr den weiten Weg sparen wollt, so laßet ihn drucken.

Doctor. Potz tausend! wer wird uns denn die Erlaubniß geben, ihn öffentlich erscheinen zu lassen?

Policinell. Und warum denn nicht? Wenn man genug infame und feile Pressen zur Verbrei-

tung alles Schlechten findet, warum sollte man nicht eine edle und großmüthige Presse zur Verbreitung der kostbaren Worte der Erfahrung und Wahrheit finden, die einzig und allein niedergeschrieben wurden, um die Sache der Fürsten zu unterstützen, und eine gerechte Ordnung der Weltangelegenheiten zu fördern?

Die Erfahrung. Wenn es euch nicht gelingt das Schreiben öffentlich drucken zu lassen, so laßt es eben insgeheim drucken.

Doctor. Ist es denn aber wohl gethan, eine Schrift ohne Genehmigung der Obern herauszugeben?

Die Erfahrung. Wohlgesprochen! und es wäre einem redlichen Manne nicht geziemend. Allein zeiget nur diesen Brief einem hellsehenden und weisen Vorgesetzten unter vier Augen, und ihr werdet sehen, daß wenn er auch gewisser äusserer Rücksichten wegen das förmliche „Imprimatur“ nicht ertheilen will, er dennoch gegen den stillen Abdruck nicht das geringste einwenden wird.

Doctor. Wohlan, so gehen wir und machen es wie ihr gesagt habt!

Policinell. Wenn nun aber der Brief auf keine Weise gedruckt werden könnte?

Die Erfahrung. Dann ist man hübsch geduldig; und wer ihn geschrieben, wird dadurch wenigstens das Verdienst der guten Absicht nicht verlie-

ren. In diesem Falle wird aber die Welt gerade so bleiben, wie jetzt, das heißt: den Kopf an der Erde und die Beine lustig zappelnd in der Luft. Treue, Wahrheit und Erfahrung hätten dann umsonst gesprochen, und die Reise des Policinells wäre verlorene Mühe! — —

17. December 1831.

# Einige Artikel
## von 1150.

Ausgezogen
aus dem Journale von Modena.

# Gespräch.

## Der Herr von Voltaire und der Herr von Lafayette.

Voltaire. Da bin ich, da bin ich, Herr von Lafayette. Kaum habe ich Ihre Einladung erhalten, so bin ich auch schon in der größten Eile hieher gerannt.

Lafayette. Ich danke Ihnen bestens, Herr von Voltaire, weil ich Ihrer in der That sehr bedarf. Ich bin seit mehreren Tagen krank, habe dreimal zur Ader gelassen, und, um aufrichtig zu reden, ich habe mit meinen achtzig Jahren auf den Schultern gar gewaltige Furcht vor dem Sterben.

Voltaire. Ich bedaure Sie herzlich, weil auch ich diese Drangsal gar bitter empfunden habe. Allein, was wollen Sie machen? Sie wissen zu gut, daß die Philosophie nichts gegen den Tod vermag.

Lafayette. Ach, leider bin ich allzusehr überzeugt, daß es gegen diese Schweinerei kein Mittel gibt. Was freilich die andern Neuigkeiten betrifft, die man mit den Augen nicht sehen kann, so helfen sich die Philosophen mit dem Leugnen, und damit ist die Sache abgethan. Aber bei dem Tode, da

mag man wollen, oder nicht wollen, so geht doch immer der Glaube der Philosophen mit jenem der Kapuziner Hand in Hand.

Voltaire. Ja wohl, wenn diese geistlichen Straßenräuber auch in allen andern Stücken Unrecht haben, so bleibt es doch immer sehr schlimm, daß man ihnen gerade in dem einen Augenblicke, der mit dem Aufsperren des Mundes endigt, Recht geben muß. Doch, es ist genug, daß man das Feld bestellt; das Erndten ist die Arbeit eines Tags, und geschieht es nicht so, nun so liegt auch nichts daran. Sagen Sie mir daher, worin ich Ihnen dienen kann?

Lafayette. Soll ich frisch vom Herzen weg reden, so muß ich bekennen, daß ich mich etwas schäme, es Ihnen zu entdecken.

Voltaire. Was Teufel! Seit wann fängt denn die Philosophie an, sich zu schämen? Frisch heraus damit, das sind Schwächen Ihrer Krankheit. Reden und lästern Sie nach Belieben, und vergessen Sie niemals, daß Frechheit und Unverschämtheit sich ganz wundervoll mit der Philosophie vertragen.

Lafayette. O, wenn es sich nur vom Lästern handelte — — — Doch, wie es auch sey, hören Sie mich an, Hr. von Voltaire. Mit einem Fuße noch auf der Welt, mit dem andern schon im Grabe, und so nahe der Auflösung jener Masse beweglichen Fleisches, die man bis jetzt den Hrn. von Lafayette

genannt hat, fühle ich mein Gemüth gewaltsam beunruhigt, und merke nun, daß mich die Philosophie nicht zu beschwichtigen vermag.

Voltaire. Was wünschen Sie aber, daß ich thue, um Ihnen Ruhe zu geben?

Laffayette. Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie mich durch die Kraft philosophischer Beweisgründe überzeugten, daß ich eigentlich nichts weiter sey, als ein Schwein, oder eine Fledermaus; und daß, bin ich einmal krepirt, alles mit mir zu Ende ist.

Voltaire. Warum wollen Sie aber lieber ein Vieh als ein Mensch seyn?

Lafayette. Weil, wenn man als Thier gelebt hat, sich auch das Sterben leichter macht. Ich sehe Esel, Mäuse und Hühner ganz ruhig sterben, und ich, ganz nahe daran, ein Aas zu werden, fühle Todesangst.

Voltaire. Wahrlich, das ist eine große Ehre für die Philosophie, daß sie den Menschen dahin bringt, die Hühner um ihren Tod zu beneiden!

Lafayette. Ich sehe aber durchaus keine Mittelstraße; wir müssen entweder leben, wie es die Mönche wollen, oder wir müssen wünschen, wie die Eber zu sterben.

Voltaire. Wenn wir aber nun Schweine oder dergleichen Vieh wären, was nützte alsdann die Philosophie?

Lafayette. Und was nützt sie dann, wenn wir Menschen sind, sobald man, nachdem man als Philosoph lebte, als Verzweifelter sterben muß? Um der Liebe willen, bester Herr von Voltaire, nehmen Sie mir diese Furcht vor der Hölle und diesen bangen Zweifel über das andere Leben.

Voltaire. Liebster Herr von Lafayette — —

Lafayette. Schnell, schnell, sagen Sie mir doch etwas tröstliches!

Voltaire. Die Wahrheit zu sagen, ich schäme mich auch ein wenig.

Lafayette. Wie! Auch Sie fühlen etwas von Scham? Sprechen Sie, sprechen Sie, und zwar so keck, als möglich, nach Ihrer Gewohnheit.

Voltaire. Wohlan! So wissen Sie denn, daß auch ich, auf dem Todbette liegend, die Hölle gefürchtet und die nämliche Angst empfunden habe.

Lafayette. Und was thaten Sie denn, um sich davon zu befreien?

Voltaire. Ich habe gebeichtet.

Lafayette. Um des Teufels Willen! Was muß ich hören? Sie, der erklärte Patriarch aller Ungläubigen, Sie der für Jesus Christus nur den Namen „infamer" kannte, Sie nehmen ihre Zuflucht zu der priesterlichen Gewalt, und lassen sich im Namen des Gekreuzigten absolviren?

Voltaire. So ist es, und ich habe überdieß noch einen Mischmasch von Widerruf aufgesetzt,

und denselben unterschrieben, um mich wieder mit der Kirche auszusöhnen.

Lafayette. Aber haben denn nicht sogar die Pfosten ihrer Bettstätte vor lachen gebebt, als sie den Hrn. von Voltaire als einen Büßenden erblickten?

Voltaire. Mein Sohn, zu solcher Zeit treibt man keine Possen, und viel stärkere Geister werden bei dem Lichte dieser Kerze schwach und gebrechlich. Boulanger, Boulainvillers, La Mettrie, Maupertius, Montagne, D'Alembert, Diderot, würden dasselbe thun, und überhaupt lästern die erleuchtetsten Philosophen nur dann recht nach Herzenslust, wenn sie keine Faust an der Kehle fühlen. Riechen Sie aber den höllischen Schwefelpfuhl in der Nähe, dann rufen sie nach dem Beichtvater, und wollen keineswegs mit den Empfehlungen der liberalen Redner und unter dem Siegesjubel der Marseilliaise in die andere Welt gehen.

Lafayette. Lassen Sie uns die Sache aber klar besprechen! Wenn die Philosophen glauben, daß die Sagen von jenseits in der That nur eine trügerische Erfindung der Priester sind, wie mögen sie sich dann so entehren, um noch mit dem letzten Athemzuge zu lügen? Halten sie aber das letzte Gericht, die Hölle und die Ewigkeit für Wahrheiten, warum reden und thun sie dann im Leben das, was sie in der Todesstunde bereuen und ableugnen müssen?

Voltaire. Was soll ich Ihnen darauf antworten? Die Furcht kann gar vieles.

Lafayette. Als Sie damals beichteten, war denn ihre Reue wahrhaftig und aufrichtig?

Voltaire. Meine Furcht war die wahrhaftigste und aufrichtigste; allein von meiner Reue darf ich das wohl bezweifeln.

Lafayette. Was nützt aber die Beichte ohne Reue?

Voltaire. In mitten aller Schmerzen der Krankheit, und wenn der Kopf vor Fieberglut schwindelt, da besieht man die Sache nicht so genau. Man gebraucht dann die Beichte, wie eine Portion Opium, um ruhiger deliriren zu können.

Lafayette. Nun gut, da ich mich gleichfalls von einer so ungeheuern Furcht niedergedrückt fühle, so will auch ich meine Zuflucht zu diesem narkotischen Mittel nehmen, um etwas ruhigen Schlaf zu finden, und werde also beichten.

Voltaire. Thun Sie das ohne Anstand. Wenn der Patriarch des Unglaubens gebeichtet hat, so kann ja auch der Patriarch der Empörung beichten.

Lafayette. Was werden aber Ihre Jünger dazu sagen, wenn Sie erfahren, daß ihr Meister bis zum Beichten gekommen ist?

Voltaire. Es war meine Pflicht, daran zu denken, was Klugheit und Anstand geboten. Darum ließ ich, sobald ich nur wieder frei athmen konnte, alsbald in den Kourier von Europa einrücken, daß

mein angeblicher Widerruf eine pure Erfindung der Pfaffen sey.

Lafayette. Bravissimo! Auch ich werde in den Kourier von Frankreich einrücken lassen, daß meine Beichte eine Lüge sey, und so ist das Decorum des gesammten Liberalismus gerettet. Nichtsdestoweniger kann bei diesem Hin- und Wiederreden doch einiger Zweifel übrig bleiben.

Voltaire. Allerdings; aber eben deswegen habe ich, kaum genesen, gleich wieder von vorne angefangen zu lästern, und ärger als vorher. Damit blieb dann jedermann überzeugt, daß mein Widerruf nicht wahr war, oder daß ich mich bloß auf Kosten des Pfarrers von St. Sulpiz lustig gemacht habe.

Lafayette. Ich werde dasselbe thun. Sobald ich mich wieder einigermaßen wohl befinde, gehe ich in die Deputirtenkammer, und will dort solche Abscheulichkeiten und Tollheiten vorbringen, daß der Pfarrer von St. Sulpiz jede Lust verlieren soll, mit meiner Beichte und Bekehrung zu prahlen.

Voltaire. Daran werden Sie wohl thun, und der Name des Patriarchen der Empörung wird mackellos auf die Nachwelt kommen.

Laffayette. Wie lange lebten Sie noch nach dieser Komödie?

Voltaire. Ungefähr drei Monate.

Lafayette. Das ist, die Wahrheit zu sagen, wenig. Und als es nun wirklich zum Sterben kam, wie ging dann die Sache?

Voltaire. Ich war wohl im Delirium, allein es ging in der That nicht zum Besten. Ich habe gewiße Dinge gethan, und gewisse Stoffe zu mir genommen, welche der Anstand zu nennen verbietet. Im ganzen starb ich aber wie ein wüthender Hund oder toller Eber.*)

Lafayette. Es endigte also schlimm.

Voltaire. Was war zu thun? Die Ehre der Philosophie mußte gerettet werden.

Lafayette. Ich muß also auch wohl wie ein Vieh sterben, um die Ehre der Revolution zu retten?

Voltaire. Sie haben ja noch ein paar Monate Zeit und können also frei wählen zwischen dem Miserere und der Carmagnole.

Lafayette. Apropos, Herr von Voltaire, es sind jetzt vierundfünfzig Jahre, seitdem Sie gestorben sind; Sie können mir also sagen, ob es eine andere Welt gibt oder nicht; wie Sie von dem „Infamen" behandelt wurden, und ob in jenem andern Leben die Philosophen zufriedener sind, oder die Kapuziner?

Voltaire. Liebster Herr von Lafayette, von dem allen kann ich Ihnen nichts sagen.

Lafayette. Was soll diese Ungefälligkeit gegen uns andere Patriarchen?

---

*) Es ist bekannt, daß Voltaire in verzweifelter Todesangst sich wie ein vernunftloses Vieh gebehrdete, und nebst andern Scheußlichkeiten seine eigenen Excremente verschlang.

Voltaire. Wer die Wahrheit wissen will, der kann ja seinen Katechismus und seinen Pfarrer fragen; wer aber diesen nicht glauben will, der wird einem Zeugnisse aus dem Hause des Satans auch nicht mehr glauben.

---

## Ein Strassenräuber und ein liberaler Philosoph.

Strassenräuber. Halt!

Liberaler. Was gibt's? Warum soll ich halten?

Straßr. Halt! sag ich dir, oder du bist des Todes.

Liber. Aber wer seyd ihr? was wollt ihr?

Straßr. Die Börse oder das Leben!

Liber. Ihr seyd also ein Straßenräuber?

Straßr. So ist's, ich bin etwas dergleichen, und darum gib mir deine Börse, oder fahr zur Hölle!

Liber. Wehe mir! wehe mir! o laßt mich gehen, um Gottes Barmherzigkeit willen!

Straßr. Was hat die Barmherzigkeit Gottes mit deinem Handel zu thun! Bist du denn nicht ein liberaler Philosoph, wie es mir dein Schnauz- und Knebelbart kund gibt?

Liber. Ja wohl, verehrter Herr, ich bin ein liberaler Philosoph, und ich darf von mir behaup-

ten, daß ich mich zu den erleuchteten Lehren des Jahrhunderts bekenne.

Straßr. Wie kommst du denn aber dazu, deine Zuflucht zu solchen bigotten Anrufungen zu nehmen? Der Name Gottes klingt ja gar spaßhaft in dem Munde eines so vorurtheillosen Mannes!

Liber. Ach, man sagt solche Dinge aus alter Gewohnheit, und wenn ich mich in irgend einer Gefahr befinde, habe ich die Worte gleich, ohne es zu wollen, auf der Zunge.

Straßr. Kurz, gibt es einen Gott, oder gibt es keinen? Was sagt ihr dazu, ihr andern Hanswurste?

Liber. Verehrter, es gibt freilich keinen — —

Straßr. Also kann auch auf der Welt weder von der Barmherzigkeit noch von der Furcht Gottes die Rede seyn, und ich sehe nicht ein, warum ich dich nicht mit allem Fug und Recht umbringen soll.

Liberal. Haltet ein, haltet ein! Nur noch einen Augenblick, damit ich besser nachdenken kann. — — Ja, ja, Herr, es gibt doch einen Gott.

Straßr. Nun was thut, was will denn dieser Gott der Philosophen?

Liber. Er sitzt müßig droben in seinem Himmel, läßt sich aber nicht so weit herab, um an die Angelegenheiten der Menschen zu denken.

Straßr. So ist er also für mich so gut wie nicht da, und ich kann dich ohne alle Besorgniß, ihn zu beleidigen, aus der Welt schaffen.

Liber. Aber wartet doch ein wenig, weil es ja unmöglich ist, daß Gott an einem Mord Wohlgefallen habe.

Straßr. Wie willst du denn wissen, was ihm gefällt und was ihm nicht gefällt? Hat dir Gott vielleicht sein Gefallen und seinen Willen kund gethan?

Liber. Ich will mir ein wenig Zeit lassen, um euch darauf zu antworten.

Straßr. Nein, nein. Dabei ist durchaus keine Zeit zu verlieren. Hat Gott gesprochen, so gehen wir zum Pfarrer, um zu vernehmen, was das Gebot Gottes befiehlt. Hat er aber nicht gesprochen, so läßt du dich hübsch ruhig umbringen, und damit gute Nacht!

Liber. Das ist ein verteufelter Wirrwar! Sage ich, daß kein göttliches Gesetz besteht, so bringt er mich um; sage ich aber, daß Gott gesprochen und sein Gesetz geoffenbaret hat, so ist die ganze Philosophie vom Winde verweht. Doch halt, nun hab ich's! Herr Strassenräuber, Gott hat allerdings nicht gesprochen, aber dem menschlichen Herzen hat er ein gewisses Gefühl eingeprägt, welches den Diebstahl, den Mord und jede Art von Unrecht verabscheut.

Straßr. Ei sonderbar! und ich fühle doch hier in meinem Herzen eine ganz lebendige Sehnsucht nach der Kleidung eines andern, ich fühle die Lust der Rache, und den Stachel der Wohllust. Wie

willst du nun wissen, daß diese Gefühle Gott nicht wohlgefällig sind?

Liber. Ha zum Teufel! Die Sache ist ja mit Händen zu greifen. Es kann doch niemand leugnen, daß solche Dinge ruchlos sind, die allen so vorkommen, und die dem Gebote der Natur widerstreben.

Straßr. Höre mich an. Ich will dir nicht in Abrede stellen, daß sich im Grunde meiner Seele wohl eine gewiße Stimme hören läßt, die ganz natürlich gewiße Dinge billigt, und wieder andere mißbilligt. Allein, vorerst ist diese Stimme manchmal sehr zweifelhaft; und dann, durch was bin ich denn genöthigt, derselben zu folgen, wenn der Gott der Philosophen sich nicht herabläßt, an uns zu denken?

Liber. Aber züchtigen könnte er euch deswegen —

Straßr. Züchtigen! was schwatzest du von Züchtigungen Gottes?

Liber. Nichts, Nichts, es war nur im Scherz gesagt.. Nicht wahr, euch dünkt — — —

Straßr. Mach nicht viel Worte! Gibt's eine Hölle, oder gibt's keine Hölle?

Liber. O wehe, schon wieder eine neue Verlegenheit!

Straßr. Nun gibt's eine oder gibt's keine?

Liber. Aber bester Herr Straßenräuber, lassen wir doch dergleichen Gespräche!

Straßr. Gott bewahre! vielmehr wollen wir augenblicklich zum rechten Schlusse kommen! Wenn es eine Hölle gibt, so laß ich dich los, weil ich mit dem Feuertopfe, in welchem man für alle Ewigkeit gesotten werden soll, nichts zu schaffen haben will. Gibt's aber keine Hölle, dann fühlst du mein Messer zwischen den Rippen, und ich kümmere mich wenig um deine Vorstellungen.

Liber. Aber habt ihr denn gar keine Furcht vor Gefängnis, Strick, Galgen?

Straßr. Ganz und gar nicht. Dergleichen Unannehmlichkeiten weiß ein Anfänger auszukommen; und sollte es sich dennoch einmal treffen, so sind wir ja in einem Augenblicke am Ende. Allein, die Hölle, mit der ist es anders, die allein ist eine Plage, wodurch der Sinn eines Straßenräubers erschüttert wird. Darum sage nichts weiter, als: gibt's eine oder nicht?

Liber. Aber solche Dinge kann man ja nicht wissen.

Straßr. Nun, wenn ich es doch nicht wissen kann, so läßt es sich ja wagen. Du wagst es, die Sacramente zu schmähen, die Kirchen zu verhöhnen und dich gegen deinen Fürsten zu empören, und ich will es wagen, dich umzubringen. Siehst du, Wagniß gegen Wagniß geht auf, wir stehen ganz gleich, und du kannst dich nicht beklagen.

Liber. Aber mein liebster, theuerster Herr Straßenräuber, der Mord ist doch ganz gewiß gegen den Willen Gottes.

Straßr. Glaubst du denn, daß ihn Empörung, Ruchlosigkeit und Gotteslästerung weniger beleidigen? Höre, du philosophischer Hanswurst mit deinem mächtigen Bocksbart! Wenn Gott von den Menschen Gehorsam verlangt, so muß er ihnen sein Gesetz verkündigt, er muß die Belohnungen und Strafen festgesetzt haben; und in diesem Falle müssen wir an das Paradies, an die Hölle und an alles glauben, was uns der Pfarrer sagt. Wenn aber Gott nichts befiehlt, und sich um unser Thun nicht bekümmert, so laß dich geduldig umbringen, damit wir zu Ende kommen.

Liber. Ihr könnt aber doch keines Falls leugnen, daß Morden und Stehlen Handlungen sind, die der Ehrbarkeit widersprechen.

Straßr. Ich treibe das Handwerk eines Straßenräubers, und nicht das eines ehrlichen Mannes.

Liber. Aber das verträgt sich doch nicht mit der natürlichen Redlichkeit.

Straßr. Närrischer Hasenfuß! Wenn in der Natur nicht das Gesetz Gottes herrscht, so ist sie nichts weiter, als eine Täuschung und als das Traumbild einer liederlichen Dirne, die sich allen Launen und Grillen der Menschen hingibt.

Liber. Allein das wird doch immer wahr bleiben, daß ihr ein schlechtes Handwerk gewählt habt.

Straßr. Dem Genie ist jegliches recht. Dir behagt es, Gott zu lästern, und mir, zu rauben.

Du bringst mit deinen empörerischen Lehren vielen Tausenden von Menschen den Tod, und ich morde bloß zuweilen hier und dort ein paar nach meinem Bedürfnisse. Demnach sind wir in diesem Punkte wenigstens gleich, und du kannst Dich nicht beklagen, daß auf der Welt die Freiheit nicht zu Hause sey.

Liber. Endlich verletzet ihr mit euerm Rauben auch noch das Eigenthumsrecht.

Straßr. Wie dumm! Wo sind denn die Rechte zu finden, wenn sich das Gesetz Gottes nicht findet? Wer hat dir denn gesagt, daß dieses Gold, welches du in deinem Bündel verschlossen hast, immer dein gehören müsse, und daß es mich nicht gelüsten dürfe, dir etwas abzunehmen, mich, der es nöthiger und lieber hat als du. Wer hat es denn festgesetzt, daß ich, der um so viel kühner und stärker bin, als du, immer nur als ein Bettler fortleben soll, steif und hohl wie ein Stiefel, während du, aus purer Furcht schlotternd und durchsichtig, deine Tage im Ueberfluß und in allen Ergötzungen der Welt verleben willst. Gib mir Antwort, du Bocksmaul, und laß mich deine Gründe hören!

Liber. Nach euern Grundsätzen, mein theurer Mann, würde sich die gesellschaftliche Ordnung bald auflösen, und die Welt sich in einen wilden Wald verwandeln.

Straßr. Höre, noch etwas! Wenn es einen Gott und ein göttliches Gesetz gibt, dann muß man das Haupt beugen, und die Philosophie, so wie die Freiheit sind ein paar todtgeborene Mähren. Wenn es aber keinen Gott gibt, oder, wenn sich Gott um die Menschen nicht bekümmert, dann sind die natürliche Redlichkeit, und das Eigenthumsrecht, und die Tugend, und das Laster, und die Ehre, und die Scham nichts mehr, als eitle leere Träume und Einbildungen der Menschen. Seele und Körper, Menschen und Thiere, wir sind alle zusammen eine Masse eines unbekannten, verworrenen Wesens, und die Gewalt allein bildet dann den letzten Grund der Gesellschaft und die Gebieterin der Welt. Nun, du Ziegenphilosoph, was sagst du denn zu dieser Straßenräuberphilosophie?

Liber. Ach, ich sehe wohl, daß ihr fest entschlossen seyd, mich umzubringen.

Straßr. Allerdings will ich dich aus der Welt schaffen, aber ich möchte es gerne nach der Regel thun, und dich überzeugen, daß wir Straßenräuber vernünftiger räsonniren, als die liberalen Philosophen. Ueberlege also die Sache und entscheide selbst. Entweder erkläre, daß es eine Hölle gibt, oder willige darein, daß sich dieser Dolch in deinem Herzen umsieht.

## Eine philosophische Dame und eine christliche Dame.

Die Philosophin. Ei willkommen, liebe Pathe, nun, wann werden wir denn das Zuckerwerk auf deinem Hochzeitschmauß verzehren?

Die Christin. Was soll ich darauf antworten? Zwar ist alles bereit, aber noch kann ich mich nicht entschließen.

Die Philosophin. Du kannst dich nicht entschließen, einen Mann zu nehmen! Wahrlich, das sind seltsame Worte in dem Munde eines jungen Mädchens.

Die Christin. Sie haben recht, Pathe, aber es ist doch ein gar ernster Gedanke, sich für immer zu binden.

Die Philosophin. Wer spricht denn vom Binden für immer?

Die Christin. Aber Liebe, ist denn die Ehe etwa nicht ein Band für das ganze Leben?

Die Philosophin. Gott bewahre! Solche lästige Ehen, die sich gar nicht auflösen, will man heute zu Tage nicht mehr. Nach den Lehren der Philosophie ist jeder sein eigener Herr und Meister, sich zu verehlichen und wieder zu scheiden, wenn es ihm gut dünkt und beliebt.

Die Christin. Wie ist denn das möglich, da das Evangelium sagt, daß der Mensch nicht lösen soll, was Gott verbunden hat?

Die Philosophin. Meine liebe Pathe, das Evangelium ist bereits vor so langer Zeit geschrieben worden, daß es gegenwärtig ganz wurmstichig ist. Die Philosophen haben darum ein anderes Evangelium gemacht, und in diesem Evangelium der Philosophen ist keine Rede mehr von der Qual ewiger Eheverbündnisse.

Die Christin. So könnte sich jetzt also jeder nach Belieben und ohne Sünde verehlichen und wieder scheiden.

Die Philosophin. Was schwatzest du denn von Sünden? Auch Sünden giebt es nicht mehr, und auch das ist eine Wohlthat der Philosophie. Wenn noch die Furcht vor Sünden bestünde, so wäre es mit der Welt, wie im Anfange, und wir würden weder Revolutionen, weder Freiheit, noch glorreiche Tage haben.

Die Christin. Hören Sie, liebe Pathe, wenn man nichts mehr von Sünden weiß, so findet die philosophische Ehe sonder Zweifel die meisten Anhänger. Allein, unter uns gesprochen, wird es denn damit besser oder schlimmer für das Glück des Lebens und für den Frieden der Familien werden?

Die Philosophie. Wie kannst du daran zweifeln? Das Unglück der Gatten entsteht meistens

aus ihrer Zwietracht; diese Zwietracht ist aber unvermeidlich, wenn Mann und Frau von verschiedenem Naturell und Humor gezwungen sind, beständig zusammen zu leben. Lös't solche Fessel, und alles ist in Ordnung.

Die Christin. Werden Sie nicht ungeduldig, liebe Pathe, aber ich fürchte, daß hier von allem das Gegentheil geschehen wird. Die Zwietracht entsteht eigentlich durch die Verschiedenartigkeit des Willens, und so mögen dann die Herrn und Frauen alle Ehemänner und Eheweiber der Welt unter sich vertauschen und wieder vertauschen, immer wird es doch in den Ehen irgend einen Widerspruch geben, weil sich niemals ein Mann und ein Weib finden läßt, die in allem und jedem stets desselben Willens sind. Wenn aber die Verehelichten wissen, daß es keinen Ausweg gibt, und daß sie für immer zusammen leben müssen, so werden sie aus der Noth eine Tugend machen, und sich darein finden, sich wechselseitig zu ertragen. Wird jedoch das Eheband zu einem Zwirnfaden, den man beliebig zerreißt, und verschwindet vollends die Furcht vor der Sünde aus der Welt, dann wird freilich die eheliche Vereinigung nichts anders, als ein ewiger Hader seyn.

Die Philosophin. Ich habe dir ja gesagt, daß Mann und Weib, wenn sie nicht mehr zusammenstimmen, ihre Ehe auflösen können.

Die Christin. Und ich versichere Sie, daß sie dieses schon am ersten Abend thun werden, und

je öfter sie mit diesem Wechsel fortfahren, um so schlimmer wird es mit allen stehen. Betrachten wir jedoch die Sache von einer andern Seite! Jedermann kennt die Macht der Liebe und Eifersucht, und weiß, wozu sie den Menschen selbst in den unauflöslichen Ehen bringen kann, wo es sich am Ende nur von einer vorübergehenden Neigung und Untreue handelt. Wenn nun gar ein eifersüchtiger Mann inne wird, daß man damit umgeht, ihm ein geliebtes Weib aus seinen Armen und aus der Seele zu reissen: wie wird es dann mit dem Frieden der Welt stehen?

Die Philosophin. Jeder Ehemann muß die Freiheit seiner Frau achten, und sie ungehindert ziehen lassen, wenn es ihr nicht mehr behagt, mit ihm zu leben.

Die Christin. Ich glaube im Gegentheil, daß die Männer, sey es nun aus Liebe, aus Eigennutz oder aus bloßer Laune, den Degen oder Dolch immer bei der Hand haben werden, und daß es an Wunden und Blut nicht fehlen wird. Aber wir wollen noch etwas erwägen. In den beständigen Ehen wißen Mann und Frau, daß ihr Schicksal für immer vereinigt ist; sie werden darum gewöhnlich eines Wesens und Strebens, haben ein gemeinsames Interesse, arbeiten im genauen Einverständnisse, und sorgen beide für die Erhaltung und Verbesserung ihres Hauswesens. Sind dagegen Mann und Frau wechselseitig nicht für eine Stunde ihrer Ehe

sicher, dann wird jeder Theil nur an seine eigenen Angelegenheiten denken wollen; der Vortheil des einen wird dem Vortheile des andern entgegengesetzt seyn; dabei wird gegenseitiger Betrug, oder wenigstens der Verdacht des Betrugs, widerrechtiche Anmassung, oder doch der Verdacht derselben nicht fehlen, und der Mangel eines gemeinsamen Interesses muß dem Frieden und Glücke der Ehegatten unvermeidlich verderblich werden.

Die Philosophin. Wenn sie es aber nicht versäumen, klare und deutliche Verträge abzuschließen, wenn sie ihre Rechnungen in Ordnung halten — —

Die Christin. Mit allen deutlichen Verträgen und wohlgeordneten Rechnungen ist die Welt dennoch mit Processen angefüllt, selbst zwischen solchen, die nur ein einziges Geschäft mit einander haben. Bedenken sie nun, wie es zwischen Mann und Frau werden muß, die des Tags hunderterlei zusammen auszumachen haben. Und dann klären Sie mich doch ein wenig darüber auf, wenn einer der beiden Eheleute gebrechlich oder krüppelhaft wird, glauben Sie wohl, daß der andere alsdann sich bereit zeige, denselben, wie jetzt, zu unterstützen und zu unterhalten für das ganze Leben, und daß er nicht vielmehr einen andern Lebensgefährten ohne Geschwüre und Krücken zu finden wünscht?

Die Philosophin. In solchen Fällen wird die Tugend der christlichen Liebe — —

Die Christin. Aber liebe Pathe, wenn die Philosophie die Furcht vor den Sünden beseitigt, so beseitigt sie ganz gewiß auch die Liebe zur Tugend, und mit diesen beiden ist gewiß die christliche Liebe die erste, die aus der Welt verwiesen wird. Und dann noch etwas, wenn sich zwei Gatten scheiden wollen, was geschieht denn mit den Kindern?

Die Philosophin. Einige bleiben bei dem Vater, und einige bei der Mutter, je nach dem Vertrage und nach den Umständen.

Die Christin. Mit dem Zerreissen des Ehebandes muß also auch das elterliche Band, das heiligste und zarteste der Natur, gleichfalls zerrissen werden! Und die Väter und Mütter, für immer von ihren Kindern getrennt, und die Kinder den väterlichen und mütterlichen Armen ferne, und gezwungen, täglich die unächten Väter und Mütter zu wechseln; werden sie nach Ihrer Meinung den Regeln der Philosophie vieles zu danken haben?

Die Philosophin. Daß jede Rose ihre Dornen hat, weiß man lange. Doch sage mir nur, was du willst. Jetzt ist nun einmal die Zeit der Freiheit, und die Ewigkeit der Ehe widerspricht der natürlichen Freiheit des Menschen.

Die Christin. Da fällt mir noch etwas ein; sagen Sie mir, sind denn diese Ehen, die gegen die Gesetze der Kirche auf Minuten geschloßen werden, auch Sacramente?

Die Philosophin. Wenn sie keine Sacramente sind, so ist das kein großer Schaden. Es kommt gar wenig darauf an, ob man ein Sacrament mehr oder weniger hat, und im Vertrauen gesagt, nach der Ansicht der Philosophen wäre es besser, gar keines zu haben.

Die Christin. Wenn aber die Ehe kein Sacrament ist, was ist sie denn?

Die Philosophin. Ein bloßer bürgerlicher Contract.

Die Christin. Also ungefähr, wie man ein Haus miethet, oder eine Henne vom Händler kauft?

Die Philosophin. Gerade so, nichts mehr und nichts weniger! Ist die Zeit des Contracts abgelaufen, und sind es die Partheien zufrieden, oder langweilt sich einer der contrahirenden Theile bei diesem Zusammenleben, so lös't sich der Vertrag auf, und jedes hat wieder seine volle Freiheit.

Die Christin. Ist die Sache so, dann erlauben Sie mir eine Frage. Nicht wahr, bei bürgerlichen Verträgen muß man durchaus etwas schriftliches haben?

Die Philosophin. Warum stellst du diese Frage?

Die Christin. Ich bitte um gefällige Antwort. Ist das schriftliche nöthig oder nicht?

Die Philosophin. Man bedient sich eben der Schrift als Bürgschaft für die Partheien, und um solche im Falle eines Anstandes bei Gericht

vorlegen zu können. Allein wesentlich besteht der Vertrag in der Uebereinstimmung der Contrahirenden, und wenn diese ihrem wechselseitigen Worte vertrauen, so können sie auch alle Schreiberei und Formalitäten ersparen.

Die Christin. Wenn also ein Mann und Weib sich gegenseitig vertrauen, so können sie ihre Ehe für sich und ohne weitere Ceremonien vollziehen, wie der Esel mit der Eselin, der Eber mit der Sau.

Die Philosophie. Sachte, Sachte, meine Pathe! Du rennst fort, als wolltest du den Hals brechen. Auch bei den philosophischen Heirathen müssen die von den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten beobachtet werden.

Die Christin. Ich habe ja vorher gehört, daß diese Formalitäten nur als Bürgschaft für die Partheien gelten. Wenn aber ein Mann und eine Frau sich um solche Bürgschaften nicht kümmern, und sich im guten Glauben schnell, schnell verehelichen wollen, so kann die Philosophie solche Ehen über Hals und Kopf doch nicht verdammen.

Die Philosophin. Weißt du denn nicht, daß es immer ein Vergehen ist, wenn man den Gesetzen nicht gehorcht?

Die Christin. Aber was wollen Sie denn mit den Gesetzen, wenn es keine Sünde mehr gibt? Ist einmal das Gesetz Gottes von der Welt

verschwunden, so werden die Gesetze der Menschen nur noch lächerlich.

Die Philosophin. Jedenfalls wird eine Ehe, die ohne alle Formalität geschlossen wurde, immer null und nichtig hinsichtlich der bürgerlichen Wirkungen seyn.

Die Christin. Wenn die Ehe ewig dauerte, so könnte das, was Sie einwenden, als ein Hinderniß erscheinen; allein bei diesen Ehen auf ein paar Tage wird das Null und Nichtige hinsichtlich der bürgerlichen Wirkungen eine pure Kleinigkeit. Beachten Sie vielmehr folgendes: wenn die Ehe kein Sacrament ist, sondern ein bloßer Vertrag, der mit Zustimmung der Partheien aufgelös't werden kann, so steht es jedem Manne und jeder Frau vollkommen frei, im gehörigen Einverständnisse sich heute zu verehelichen und morgen zu scheiden, morgen aber mit jemand andern sich wieder zu verehelichen, und Tags darauf sich abermals zu scheiden; und so im Laufe eines Jahres dreihundert fünfundsechzig Ehen, eine schöner als die andere, abzuschließen. Und wenn die Menschen damit zufrieden sind, sich bloß im guten Glauben *und* Vertrauen zu verheirathen, und wenn sie sich nicht um die bürgerlichen Wirkungen bekümmern, so hat die Philosophie durchaus kein Recht, gegen einen solchen, aus dem ganzen Menschengeschlecht zusammengemischten Fleischkloß etwas einzuwenden.

Die Philosophin. Pfui doch, das wäre ja eine Schweinerei, und die Philosophie müßte es wenigstens des Anstandes wegen mißbilligen.

Die Christin. Und dennoch, liebe Pathe, denken und überlegen Sie, so viel Sie wollen, es gibt hier keine Mittelstraße. Entweder, wir müssen an die Sacramente, an die Sünden und an ein Gesetz Gottes 'glauben, und die Ehe, als eine beständige, heilig halten, oder wir sind gezwungen, die Tagsheirathen mit dem daraus folgenden seltsamen Fleischmischmasch uns gefallen zu lassen und der Philosophie zu danken, daß sie uns zu dem Rang der Böcke erhoben hat.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leopardi, Monaldo,

Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein (Dialoghetti genannt) ;
ein liberaler Catechismus für sehr viele Servile

Regensburg 1832
Pol.g. 810 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770536-0